

Dieser Jugendroman ist 2020  
im Rahmen einer Maturitätsar-  
beit am Gymnasium Büelrain  
in Winterthur entstanden.

## Die Autorin

Cécile Engels wurde 2002 geboren und ist Schülerin an der Kantonsschule Büelrain. Dieser Jugendroman, geschrieben aus den Perspektiven von zwei jungen Mädchen, ist ihr erstes Werk.

## Die Illustratorin

Marika Gall, Schülerin am Jean-Paul-Gymnasium in Hof, Deutschland, geboren 2003, gestaltete den Umschlag nach den Ideen der Autorin.

Copyright © Cécile Engels, 2020



*Cécile Engels*

*fliegen oder fallen?*

*Jugendroman*



Ich widme dieses Buch allen,  
die mit den Krankheiten  
Depression oder Krebs zu  
kämpfen haben.



## *Malu*

Der Wecker klingelt. Ich heb den Arm, stell ihn ab und bleib liegen. Der Zeiger sagt 7:15 Uhr. Ich starr an die Decke. Draussen hört man, wie die Regentropfen ans Fenster prasseln und wie der Wind die Blätter unserer grossen Buche im Garten rascheln lässt. Meine Mutter hatte diesen Baum mit meinem Grossvater gepflanzt, als sie noch ein Kind war. Früher hatten wir im Schatten seiner Äste gespielt oder ein Picknick gemacht. Die alte Schaukel hängt noch immer unter der Baumkrone, man kann ihre ungeölten Gelenke quietschen hören.

Ich stell mir wie jeden Morgen die Frage, ob ich es schaff, die Decke zu heben, mich aufzusetzen, meine Beine auf den Boden zu stellen und mich langsam anzuziehen. Es kommt mir so vor, als sei das die grösste Hürde am Tag und ich müsse meine ganze Kraft zusammennehmen, um sie zu bewältigen. Wie kann

etwas so Normales auf einmal so wahnsinnig schwierig sein? Ich seufze, bringt ja doch alles nichts. Als ich es geschafft hab aufzustehen, mir meine alte Jogginghose anzuziehen und sogar ein frisches T-Shirt aus dem Schrank zu nehmen, fällt mein Blick wie jeden Morgen auf das Bild auf meinem Nachttisch. Darauf bin ich mit meiner Mutter zu sehen. Wir waren am See und hatten ein Eis in der Hand, sie Banane und ich Zitrone, wie eigentlich immer. Das Bild knipste mein Vater, nachdem wir den ganzen Tag zusammen in der Stadt verbracht hatten. Die Sonne schien uns ins Gesicht und man sieht, dass es nichts gab, was uns bedrückte. Ich weiss noch, wie glücklich ich an jenem Tag war und für wie selbstverständlich ich dieses Gefühl angesehen habe.

Ich schluck den Kloss in meinem Hals runter, seufze noch einmal und geh in die Küche zu meinem Vater, der wie immer schon das Frühstück für mich bereitgestellt hat. Das



aufgesetzte Lächeln beherrsche ich mittlerweile bestens und muss mich dafür nicht mal anstrengen. Ich hab seit Monaten keinen Appetit auf Essen, aber darum geht's ja nicht. Man muss nun mal essen, also würg ich den Marmeladentoast und die Tasse Tee runter, bedanke mich bei meinem Vater, geb ihm zum Abschied einen Kuss auf die Wange und schon bin ich draussen.

Es ist kalt und windig, obwohl es ein Dienstagmorgen im Juni ist. Ich hab meine Jacke auf dem Stuhl in meinem Zimmer vergessen und merk, wie sich Gänsehaut auf meinen Armen ausbreitet. Aber was kümmert's mich? Wenn ich krank werde, dann hab ich immerhin eine Entschuldigung, einfach in meinem Bett bleiben zu können. Also lauf ich los Richtung Schule.

Ich habs nicht weit, nur zwei Strassen weiter rechts steht der grosse Neubau, in dem Jugendliche zwischen 10 und 19 Jahren täglich

ein-und ausgehen. Manche werden von ihren Eltern gebracht, andere kommen mit dem Fahrrad oder zu Fuss, die meisten in kleinen Grüppchen oder zu zweit. Ich komm immer allein. Aber das stört mich nicht. Ich will allein sein. Ich könnt es nicht ertragen, den ganzen Weg so zu tun, als wär alles okay oder als würd es mich interessieren, dass der Freund schon wieder nicht zurückgerufen hat, obwohl er gesagt hat, er würde sich bessern und es war doch die letzte Chance und überhaupt sind alle gleich, aber dafür ein schönes Kleid im «Sale» gefunden, zwar immer noch teuer, aber die Figur sieht top drin aus und... Nein. Ich lauf lieber allein und denk an nichts. Auch nicht daran, dass ich wieder meine Hausaufgaben nicht gemacht habe und überhaupt mit dem Stoff wahnsinnig hinterherhänge. Wie soll ich dieses Semester überhaupt bestehen? Und wieso ist es mir so komplett egal?

Diese Gleichgültigkeit macht mir manchmal doch etwas Angst, denn es sollte mich stressen und ich sollte mir Sorgen machen. Sorgen über meinen Abschluss, über meine Gesundheit, über meine Zukunft. Doch welche Zukunft? All meine Träume und Vorstellungen, was ich mit meinem Leben machen möchte, sind mir plötzlich so wahnsinnig fremd und weit weg, als wären es die Träume einer anderen gewesen, die Träume eines fröhlichen und hoffnungsvollen Mädchens. Dieses Mädchen gibt es nicht mehr und ich habe auch keine Träume mehr. Es hätte keinen Sinn, Träume zu haben, die man nicht erreichen kann. Also überlass ich das Träumen denen, die noch nicht mit den Schattenseiten des Lebens in Kontakt gekommen sind und die immer noch denken, sie könnten alles schaffen, wenn sie es nur stark genug wollten. Bullshit.

Ich zieh mir die Kapuze meines Pullis noch tiefer ins Gesicht und betrete das Schulgebäu-

de, bereit den Tag durchzukauen, nur um mich abends endlich wieder in mein Bett zu verkriechen und dort zu bleiben, bis mein Wecker klingelt und der ganze Mist wieder von vorne losgeht.

## *Clara*

Da stehe ich nun vor unserer grossen dunklen Eingangstüre aus massivem Holz, mit dem messingfarbenen Löwenkopf als Türklopfer daran, wie er an gefühlt jedem zweiten Haus zu finden ist. Der Löwe schaut ernst zu mir herunter, als würde er jeden ganz genau mustern, bevor man das Haus betreten darf. Acht Wochen war ich weg, in Reha. Es war nicht das erste Mal, dass ich mein Zuhause für längere Zeit verlassen musste. Entweder waren es Krankenhausbesuche, das Aufsuchen verschiedenster Ärztinnen oder Ärzte oder eben Reha. Und wie jedes Mal kommt mir das grosse alte Gebäude bei meiner Rückkehr irgendwie fremd vor. Dabei ist es das Haus, in dem ich meine ganze Kindheit verbracht habe. Schon hunderte Male bin ich über den schmalen Schotterweg zum Eingang gehastet, habe mich auf die Zehenspitzen gestellt und wie wild mit dem schweren Ring des Löwen an

unsere Türe gehämmert, um danach aufgeregt meinen Eltern die neusten Vorkommnisse in der Schule zu erzählen. Hunderte Male bin ich den Weg von der Haustüre bis zu unserem kleinen weissen Gartentor geschlendert, habe die Strasse überquert und auf der anderen Strassenseite auf den Schulbus gewartet. Von der Bushaltestelle hat man einen perfekten Blick auf unser ganzes Haus. Es ist gross, weiss gestrichen und macht einen fast herrschaftlichen Eindruck, obwohl mittlerweile das Moos an der Hauswand nagt und das Weiss immer mehr vergilbt. Um den niedrigen Zaun ranken sich Rosensträucher, so dass man kaum in den Garten hineinschauen kann. Sogar über den Spalierbogen des Gartentürchens wachsen die Rosenranken, weshalb sich mein Vater immer etwas bücken muss beim Hindurchgehen, um nicht mit den Haaren in den Dornen hängen-zubleiben.

Meine Mutter schliesst die schwere Türe auf und quetscht sich mit meinem Koffer in der einen Hand und ihrer Handtasche mit den Schlüsseln in der anderen durch den Eingang. Ich atme tief ein und aus und drücke die Tür ganz auf. Alles sieht so aus, wie ich es verlassen habe. Links führt eine breite Holzterrappe in den zweiten Stock, wo mein Zimmer und das Schlafzimmer meiner Eltern liegen.

Unter der Treppe stapeln sich wie immer Forschungsgeräte und Kartons meiner Mutter, die sie von der Arbeit mit nach Hause bringt. Sie arbeitet als Neurobiologin. Ich war immer mächtig stolz darauf, dass sie einen naturwissenschaftlichen Job hat, weil mir mein Vater erklärt hatte, dass solche Berufe sehr männerdominiert sind. Und das stimmt. Mama ist die einzige Frau in ihrem Labor. Das habe ich gesehen, als ich sie ausnahmsweise einmal auf der Arbeit besuchen durfte.

Für mich wäre so ein Beruf aber nichts. Ich habe in meinem 14-jährigen Leben schon zu viele Labore, Arztzimmer und Krankenhäuser gesehen. Falls ich jemals die Chance habe, einen Beruf zu erlernen, wird er so weit von ärztlichen Sachen entfernt sein wie nur möglich.

Ich trete zögernd ein und schliesse die Türe. Mama ist schon in der Küche, um mir mein Lieblingsessen, Lasagne mit Vanilleeis, zu kochen. Nicht etwa getrennt, nein zusammen. Hauptspeise und Nachtisch in einem Gang, spart Zeit und schmeckt köstlich. Sie kocht mir dieses Gericht jedes Mal, wenn ich von einem längeren Aufenthalt nach Hause komme und wie jedes Mal kann ich es kaum erwarten, endlich wieder etwas anderes als den Klinikfrass zwischen die Zähne zu bekommen.

Ich schnappe mir meinen Koffer, der am Fussende der Treppe steht, und schleife ihn hoch in mein Zimmer. Meinen Rucksack



werfe ich in die Ecke und schmeisse mich aufs Bett. Endlich wieder in meinem eigenen kuscheligen Bett! Es wird ein wenig Zeit vergehen, bis ich mir wieder ein Zimmer werde teilen müssen. Ich mag zwar eigentlich Gesellschaft, aber meine letzte Zimmerkollegin hatte die furchtbare Angewohnheit, jeden Abend Musik zum Einschlafen zu hören oder schlimmer noch, ein Hörbuch. Also vergingen gefühlt immer Stunden, bis ich nach ausgiebigem Hin- und Herwälzen endlich einschlafen konnte.

Dieses Mädchen leidet unter genau der gleichen Krankheit wie ich, Krebs. Ich selbst habe einen Nierentumor, auch Wilms-Tumor genannt. Mit 11 Jahren bekam ich die Diagnose und seitdem kämpfe ich damit, während meine Eltern alles versuchen, um mir ein halbwegs normales Leben zu ermöglichen. Natürlich ist das nicht realisierbar, aber ich schätze ihre Bemühungen.

Wenn man mit einer so schweren Krankheit lebt, lernt man, sich auf die positiven Sachen zu konzentrieren, sonst geht man unter. Ich habe eigentlich fast alles, was ich brauche: eine Familie, die alles für mich macht, ein grosses Haus, ein schönes Zimmer, die Möglichkeit, das zu lernen, was ich möchte, aber trotzdem genug Zeit für Hobbys, und und und. Ich weiss halt nur nicht, für wie lange noch...

## *Malu*

Die Schule verlief ohne besondere Ereignisse. Mein Englischlehrer wollte mich erst zurechtweisen, weil ich meine Hausaufgaben wieder nicht dabei hatte. Als er allerdings mein bleiches Gesicht mit den tiefen Augenringen sah, beließ er es zögernd bei einem: «Morgen bringst du sie mir aber bitte!»

Es wär mir auch egal gewesen, hätte ich Ärger bekommen, aber so konnte ich wenigstens einer Situation aus dem Weg gehen, die in der Klasse Aufsehen erregt hätte. Ich hass es, im Mittelpunkt zu stehen. Vor allem, weil ich keinen wirklich schönen Mittelpunkt darstell. Wer will so was schon sehen? Ein unscheinbares Mädchen mit braunem, unscheinbarem Haar und unscheinbarer Kleidung, mit fahler Haut und müden, braunen Augen. Ich bin kein Mädchen, zu dem man sich zweimal umdreht oder über das man viel redet, geschweige denn von dem man schwärmt. Ich weiss nicht von

einem einzigen Jungen, der an mir interessiert wäre oder nach mir fragt. Aber das ist okay. Ich bin froh, dass sich die meisten nicht an meinen Namen erinnern. Ich bin froh, dass sich keiner umdreht, wenn ich den Raum betrete. Ich bin froh, dass keine Gruppe von Mädchen die Köpfe hinter meinem Rücken zusammensteckt und anfängt zu tuscheln, oder wenigstens nicht so, dass ich es mitkriege. Mehr oder weniger unsichtbar zu sein hat durchaus seine Vorteile. Vor allem in letzter Zeit bin ich dafür äusserst dankbar.

Nach der letzten Schulstunde pack ich meine Sachen zusammen, indem ich alles in meinen Rucksack schmeiss, und schlurf aus dem Klassenzimmer in den Flur und Richtung Ausgang. Sobald ich draussen bin, zieh ich mir wieder meine Kapuze über den Kopf und mach mich auf den Weg nach Hause.

Ich merk, wie müde ich bin, und unterdrück ein Gähnen. Nachts schlaf ich eigentlich mehr

oder weniger genug, obwohl ich oft nicht einschlafen kann, und trotzdem bin ich dauerhaft müde. Es ist, als ob sich die Müdigkeit in mich fressen würde, überall hin, in die Augen, den Kopf, die Hände, Beine, Füße, einfach in alles. Und die Müdigkeit hat ein Gewicht, ein wahnsinnig schweres, lähmendes Gewicht, und egal wie viel man schläft oder sich ausruht, die Müdigkeit verschwindet nicht, sie frisst sich nur weiter in dich hinein.

Das Fressen hat angefangen, als vor 9 Monaten meine Mutter bei einem Autounfall gestorben ist. Ein besoffener 24-Jähriger ist seitlich in sie reingefahren. Er hat schwer verletzt überlebt, doch meine Mutter hat es nicht geschafft. Mein Vater hat gesagt, sie war sofort tot und musste keine Schmerzen erleiden. Dafür spür ich den Schmerz umso mehr. Tote leiden nicht. Tote sind einfach tot. Denen kann alles egal sein. Wir, die Lebenden, wir müssen mit den Ereignissen zurechtkommen. Mit den

riesigen Löchern, die ein verdammter Säufer in unser Leben gerissen hat.

Der Gedanke an meine Mutter ist einer der wenigen, die noch starke Gefühle in mir auslösen. Aus irgendeinem Grund geht vieles spurlos an mir vorbei und ich reagiere kalt und unbeeindruckt auf Dinge, die mir früher nahegegangen wären. Doch wenn ich an den Unfall denke, an den leeren Platz am Küchentisch, an meinen Vater, der jetzt allein abends die Nachrichten schaut, mit einem Glas Wein in der Hand, statt meiner Mutter in den Armen, dann schnürt es mir die Kehle zu, bis ich fast nicht mehr atmen kann. Die Tränen schiessen mir in die Augen und mein Herz wird schwerer als die Müdigkeit und zieht mich noch ein Stück weiter nach unten, bis ich daran zweifle, dass meine Beine dem Gewicht standhalten können. Ich versuche dieses Gefühl die meiste Zeit am Tag zu unterdrücken, aber es gelingt mir nicht immer, meistens bricht es einfach

irgendwann aus mir heraus, ohne Vorwarnung oder Einverständnis. Ich kann nur hoffen, dass es passiert, wenn ich allein bin.

Nach dem kurzen Heimweg komm ich zuhause an und geh sofort in mein Zimmer. Ich lass meinen Rucksack achtlos auf den Boden fallen und geh langsam auf den Spiegel an der Wand zu. Mit strenger Miene mustere ich mich. Angefangen bei den fahlen, braunen Haaren, die noch nie einen Frisör gesehen haben und momentan platt nach unten hängen, fast bis zum Po. Dann meine vollen Augenbrauen, die ich vielleicht mal zupfen sollte, wie jede andere in meiner Klasse, und darunter braune, leere Augen, von denen man die Müdigkeit ablesen kann. Und falls nicht, räumen die tiefen Augenringe darunter alle Zweifel aus dem Weg. Mit verkniffenem Gesicht schaue ich auf meine zu grosse Nase und dann auf den Pickel an meinem Kinn. Ich will eigentlich gar nicht hinschauen, so abscheulich

finde ich das, was ich da sehe, doch ich zwingen mich, meine Augen nicht abzuwenden.

Mein Blick fällt zum Schluss auf die Schlabberklamotten. Eine dunkelgraue Jogginghose und ein blaues, zu grosses T-Shirt von meinem Vater, unter dem man leicht sieht, dass ich keinen ganz flachen Bauch habe. Natürlich reicht mir das als Folter noch nicht, deshalb heb ich das T-Shirt hoch, schau angeekelt auf meinen Bauch. Ich kneif mit Daumen und Zeigefinger meinen Speck zusammen und fühl mich unglaublich hässlich in diesem Moment. So hässlich und abstossend, dass mir die Tränen kommen. Ich merke, wie mir auf einmal die Luft wegbleibt, und es fällt mir schwer zu atmen. Die Verzweiflung in mir wird auf einmal immer grösser, sie überschwemmt mich förmlich und ich muss mich auf meinen Schreibtischstuhl setzen. Weinend stütze ich meinen Kopf auf meine Hände und frag mich, wie irgendjemand auf dieser Welt das, was ich



grad im Spiegel gesehen hab, jemals schön finden soll.

Mein Blick fällt auf den Teller, den ich gestern stehen lassen hab, nachdem ich abends noch ein Brot gegessen hatte, und auf das Messer daneben. Es ist das teure, scharfe Messer von meinem Vater, weil alle anderen dreckig waren.

Wie schwer wäre es?

Würde es sehr weh tun?

Ich weiss, wie ich den Schnitt ansetzen müsste, das habe ich in einer Fernsehsendung gesehen. Senkrecht der Hauptader entlang, so tief und weit wie möglich. Scharf genug wäre es bestimmt und wenn ich die Zähne zusammenbeisse, würde ich den Schmerz sicher aushalten, es wäre so einfach, dem Ganzen zu entfliehen, nur ein kleiner Schnitt und...

Das Klopfen an meiner Tür reisst mich aus meinen Gedanken. Schnell wisch ich mir die Tränen aus dem Gesicht und ruf: «Ja?»

Ich seh, wie das schmale Gesicht meines Vaters hinter der Tür zum Vorschein kommt und er mir mit einem müden Lächeln mitteilt, dass das Essen fertig ist. Er schaut mich mit irgendwie besorgten Augen durch seine graue, dünne Nickelbrille an, mit der er immer ein bisschen aussieht wie Harry Potter. Seine dunkelbraunen Haare sind ganz verstrubelt und beim Frisör ist er auch schon länger nicht gewesen.

Ich raff mich auf und folg ihm in die Küche. Die düsteren Gedanken von gerade eben versuche ich abzuschütteln und schäm mich fast schon für sie. Auf unserem grossen Küchentisch aus Akazienholz steht ein Topf mit Spaghetti und ein kleinerer mit Tomatensosse. Der Tisch ist mindestens zwei Meter lang und einen Meter breit und passt gerade so in die Fläche vor der Küchenzeile.

Meine Mutter liebte Gesellschaft und viele Leute, also hatten wir fast immer Gäste im

Haus, da hätte ein kleiner Tisch nie gereicht. Ich erinnere mich an einen Freitagabend vor zwei Jahren, kurz nach Weihnachten, da hatten wir Besuch von der Familie väterlicherseits und meine Mutter konnte es nicht lassen, auch noch die Nachbarn mit ihren Kindern einzuladen, als hätten sieben Personen nicht schon gereicht. Irgendwie schafften wir es, alle unterzubringen, und meine Mutter hatte wahnsinnig leckeres Hühnchen mit Kartoffelbrei und Gemüse gekocht. Ich durfte wie immer die Schenkel haben. Es war hell von unseren Lichterketten und den Kerzen des Christbaums und alle lachten und erzählten Geschichten, während sich draussen der Schnee niederlies und die Schneeflocken ihre Tänze veranstalteten. Ich fühlte mich unglaublich glücklich und geliebt an diesem Abend, so weit von Einsamkeit und Kälte entfernt, als würde es solche Dinge gar nicht geben auf dieser Erde. Als hätte es überhaupt keinen Platz

für derart negative Gefühle. Das Licht verdrängte alles Schlechte und übrig blieb nur Freude, Wärme, Lachen und ich mittendrin, ein Mädchen, das nicht den Hauch einer Ahnung hatte, von wieviel Glück es damals doch umgeben war.

Jetzt jedoch wirkt unsere Küche kälter als der Schnee damals im Winter, eiskalt und leer. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass dieser Raum einmal so traurig aussehen könnte. In diesen vier Wänden kamen eine Vielzahl meiner schönsten Erlebnisse zustande. Doch jetzt ist es, als hätten die leeren Wände die ganzen Erinnerungen aufgesaugt, alles Licht, alle Wärme in sich verschluckt, und zurück bleibt ein trostloser grosser leerer Tisch, an dem ein trostloser, noch kleiner als sonst wirkenden Mann sitzt, der anfängt, Spaghetti auf einen Teller zu hieven, und natürlich ich. Und ich pass perfekt in das Bild, innen wie

aussen, genauso ausgesaugt und leer wie das Zimmer selbst.

Ich setz mich an den Küchentisch und fang an, die Portion zu essen, die mein Vater mir soeben geschöpft hat. Wir essen im Schweigen, wie wir es eigentlich immer tun. Worüber sollten wir schon reden? Es ist, als hätten die Wände nicht nur das Licht und die Wärme aufgesaugt, sondern auch unsere Worte.

Früher ist es gefühlt nicht eine Sekunde still gewesen und jetzt bleiben mir die Sätze im Halse stecken, sobald ich sie aussprechen möchte. Ich werf einen bösen Blick auf die leere weisse Wand, als wär sie der Grund für unsere Leere und Trauer, aber sie starrt nur dumpf zurück. Keine Reaktion. Was ich von einer Wand aus Stein an Reaktion erwarte, kann ich nicht sagen. Jetzt komm ich mir dumm vor. Auf einem flachen Stück Stein Antworten auf nicht gestellte Fragen zu suchen, ist doch gestört. Ich weiss, dass sie

nichts dafür kann, dass alles auf einmal dunkel ist, als hätten sich riesige Wolken vor die Sonne geschoben, und nicht mal den kleinsten Sonnenstrahl durchkommen lassen. Aber auf irgendjemanden muss ich doch sauer sein. Und auf wen sonst? Meine Mutter? Dass sie sich hat umbringen lassen? Klar, auf den Fahrer. Aber was bringt es mir, auf ihn sauer zu sein? Der sieht meine Wut nicht. Der sitzt in irgendeiner Zelle im Gefängnis und wartet auf seine Freilassung. Trotz Haft hat er es besser als ich. In zwei Jahren ist er draussen, dann ist er frei. Ich habe das Gefühl, dass ich mich nie wieder aus den Fesseln der Trauer lösen kann und für immer in dieser trostlosen Schleife gefangen bin.

«Wir besuchen morgen eine Arbeitskolle-gin von mir, gleich nach deiner Schule», reisst mich mein Vater auf einmal aus meinen Gedanken.

«Wie? Was? Wieso?», frag ich verwirrt.

«Sie hat eine Tochter, nur ein Jahr jünger als du und sie, naja, wie soll ich sagen, sie tut sich auch etwas schwer, Anschluss zu finden.»  
Ich starr ihn nur stumm an.

«Sie heisst Clara, also die Tochter, und...»,  
er macht eine kurze Pause, «sie kommt gerade aus der Reha zurück. Sie hat Krebs.»

Krebs. Na super, ich bin so unfähig, Freunde zu finden, dass mir jetzt schon Tod-  
kranke angedreht werden.

«Ich will da nicht hin», sage ich kategorisch.

Warum soll ich zu irgendeiner Arbeitskollegin meines Vaters, nur damit sich ihre Tochter besser fühlt? Ich bin nicht wirklich in einer Situation, in der ich jetzt auch noch Psychologin spielen muss. Mir geht's selber schlecht. Und wenn, brauch ich bestimmt keine Freundin, die mir dann direkt wegstirbt, sobald ich sie kennengelernt hab. Doch mein Vater lässt nicht mit sich reden.

«Wir gehen da morgen hin. Es wird dir gut tun, mal etwas zu unternehmen. Und wenn es dir nicht gefällt, verziehen wir uns wieder nach Hause.»

Ich will gerade etwas einwenden, da schaut er mich mit seinem durchbohrenden Blick an und seine Augenbrauen schieben sich etwas nach oben. Ich muss es gar nicht erst weiter versuchen. Mein Vater ist ein liebevoller und freundlicher Mensch, aber er kann auch streng sein, und wenn er dich mit diesem Blick ansieht, ist die Entscheidung unwiderruflich gefallen, egal welche.



## *Clara*

Es ist Abend und ich liege schon im Bett. Ich spüre ein wohliges Sattgefühl im Bauch von der Lasagne und eine angenehme Schwere in meinen Augenlidern von der Müdigkeit. Mein Fenster ist offen, also höre ich die Blätter der Bäume rascheln und weit entfernt einen Uhu rufen. Ich schliesse die Augen und genieße diesen Moment. Ruhe, die kühle Nachtluft, die über mein Gesicht streift, den Duft von Natur gemischt mit etwas Abgasen der Strasse. Das Gefühl, meinen Kopf endlich wieder in das vertraute Kissen legen zu können und die gewohnte Decke über mich zu ziehen bis unters Kinn. So liege ich da, glücklich über diesen kurzen Moment der Zufriedenheit, ohne Sorgen, was morgen kommt oder was gestern war, einfach das Jetzt geniessend.

Wenn man nicht weiss, wie lange die Zukunft noch ist, ist die beste Medizin gegen Verzweiflung das Jetzt. Wenn man sich die

Zeit und Ruhe nimmt, um das Jetzt in vollen Zügen auszukosten, gibt es so viel mehr her, als man am Anfang denkt. Ich empfinde jeden Geruch, jedes Geräusch, jedes Gefühl in diesem Moment und mache die Gegenwart unendlich. Eine Art von Unsterblichkeit.

“Ein schöner Gedanke”, finde ich, und meine Lippen formen sich langsam zu einem Lächeln.

Aber auch solche fast schon magischen Momente gehen zu Ende. Es klopft leise an meine Türe und mein Vater tritt herein. Er ist offensichtlich gerade von der Arbeit nach Hause gekommen, er trägt nämlich noch seinen Anzug.

«Kann ich reinkommen?», fragt er vorsichtig, und ich erlaube es ihm. Er setzt sich zu mir auf die Bettkante und streicht mir seitlich übers Gesicht, als würde er mir eine Haarsträhne aus dem Gesicht streichen, nur sind da keine Haare mehr. Ich schätze mal, das ist

einfach Gewohnheit, sogar mir selber passiert es ab und zu, dass ich mir Haare hinters Ohr streichen oder nach dem Baden sie mit einem Schwung nach hinten schmeissen möchte, und dann merke, dass da nichts mehr ist.

Ich lächle meinem Vater zu und er lächelt zurück, aber wie immer ist da diese unterschwellige Sorge. Ich kann mich nicht erinnern, wann meine Eltern mich zuletzt komplett sorglos angesehen haben, ohne diesen Ausdruck in den Augen, als würde ich jeden Moment in ihren Armen zerbrechen.

«Morgen kommt ein Arbeitskollege von Mama zu Besuch und er nimmt seine Tochter mit», sagt mein Vater plötzlich.

Ich bin überrascht und weiss nicht so recht, was ich darauf antworten soll. Wegen meiner Krankheit werde ich, so gut es geht, zu Hause unterrichtet, und ich habe auch so eigentlich keinen Kontakt zu Gleichaltrigen, ausser im Krankenhaus.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich das überhaupt möchte. Eigentlich will ich erst einmal meine Ruhe zuhause geniessen und nicht gleich überrollt werden mit Gästen. Ausserdem gibt es einen Grund, warum ich Leuten meistens aus dem Weg gehe.

Mitleid. Ich hasse es. Menschen wissen nicht, wie sie mit Kranken umgehen sollen. Wie auch? Ich wüsste es wahrscheinlich selbst nicht besser, Aber es gibt nichts Schlimmeres, als sich mit Leuten zu unterhalten oder Sachen zu unternehmen, und alles dreht sich nur um meine Gesundheit.

*«Oh, schaffst du das?»*

*«Kann ich dir helfen?»*

*«Oh, du armes Ding, das muss ja schrecklich sein!»*

Etc.

Sie lassen dich nicht eine Minute lang vergessen, dass du nicht normal bist.

«Warum denn das?», frage ich meinen Vater. «Ich brauche keine Freundinnen hier. Du weisst, ich bin zufrieden, so wie es ist.»

«Du musst mal etwas unter Leute kommen, sonst versauerst du noch hier in deinem Zimmer.»

«Gar nicht wahr», denke ich, «was heisst denn hier versauern? Ich bin gerade mal vier Stunden zuhause und darf mir schon wieder so etwas anhören!»

Ich weiss, sie meinen es nur gut, aber manchmal können Erwachsene echt rücksichtslos sein.

Ein bisschen schmolle ich, gebe aber schlussendlich nach. Meine Eltern machen genug durch, da muss das pubertierende Verhalten sich manchmal hintenanstellen, sonst bringe ich sie wahrscheinlich noch vor mir ins Grab.

«Danke dir, Mäuschen. Das wird bestimmt gut.»

Ich verkneife mir ein Seufzen und nicke ihm einfach zu. Als er das Zimmer verlassen hat, bin ich wieder allein mit meinen Gedanken. Ich frage mich, wie dieses Mädchen so ist und ob sie überhaupt herkommen möchte. Wahrscheinlich nicht. Es kann gut sein, dass wir hier beide Opfer elterlichen Zwangs geworden sind, aber mal sehen.

Wieder spüre ich die Müdigkeit, wie sie meine Augenlider schwerer macht, und ich ziehe die Decke noch ein Stück höher, drehe mich auf die Seite und schlafe ein.

## *Malu*

Als ich die Haustüre aufsperr, um in mein Zimmer zu gehen und mich etwas auszuruhen nach der Schule, steht mein Vater schon bereit zum Aufbruch im Flur und wartet auf mich.

«Wir gehen gleich los, ich habe dir ein Brot geschmiert, das kannst du auf dem Weg essen. Richtig essen werden wir dann heute Abend!»

Mir wird schlecht. Ich will nicht zu irgendwelchen fremden Leuten, ich will keine aufgezogene Freundin kennenlernen und vor allem möchte ich nicht so lang getrennt sein von meinem Bett.

Ich merk, wie mir vor Erschöpfung die Tränen in die Augen schiessen, doch ich versuch, sie wegzublinzeln und mich zusammenzureissen. Es ist nicht der Weltuntergang, Leute zu besuchen, also warum stellt sich mein Körper so an?

«Wir laufen. Sie wohnen nur circa 20 Minuten von hier zu Fuss und die frische Luft wird uns guttun!»

«Zum Kotzen!», denk ich.

Meine Motivation verabschiedet sich komplett und verkriecht sich in den hintersten Winkel unseres Hauses. Am liebsten will ich es ihr gleichtun, aber mein Vater schiebt mich schon aus dem Hauseingang raus auf die Strasse.

Wir gehen mehr oder weniger schweigend, während ich halbherzig an meiner Salamisemmel knabbere. Keiner von uns schafft es, ein Thema anzusprechen oder eine Frage zu stellen, also belassen wir es dabei und gehen allein unseren Gedanken nach.

Bei mir ist da gerade nicht viel los. Ich hab keine Lust. Ich bin müde. Ich hab ein bisschen Hunger, aber keine Lust auf das Brötchen. Eigentlich hab ich auf gar kein Essen Lust, also macht es mir nichts aus.



Und auf einmal hab ich wieder das Gefühl, als müsst ich gleich losheulen. Die Tränen sammeln sich in meinen Augen, so dass ich nur noch verschwommen die Steine des Kiesweges erkennen kann und versuch, den entstehenden Kloss in meinem Hals runterzuschlucken.

War es das magere Mittagessen? Oder, dass ich keinen Mittagsschlaf machen kann? Aber wer weint wegen sowas? Man weint, wenn etwas Schlimmes passiert und nicht einfach so, ohne Grund. Das gibt einem ein ganz komisches Gefühl, als würde etwas nicht stimmen. Niemand scheint einfach so grundlos zu weinen, also warum ich?

Bevor ich mich in die totale Verzweiflung meiner Gedanken steigern kann, sind wir auch schon da. Mein Vater macht mir das kleine Gartentor auf, über dessen Spalierbogen sich Rosen ranken. Das fällt mir vor allem auf, weil sich eine Rose in meinen Haaren verheddert.

Mein Blick ist mehr oder weniger auf den Boden gerichtet. Meine Turnschuhe knirschen auf den Steinen des Schotterweges und als ich an der Haustüre zum ersten Mal richtig nach oben schau, fällt mir auf, wie riesig das Haus doch ist. Wir wohnen in einem kleinen Einfamilienhaus, das hier ist ein halbes Schloss. Der rostige Löwenkopf an der Eingangstüre starrt mich finster an, so dass es mir kalt den Rücken runter läuft. Mir wird wieder schlecht. Ohne dass ich es verhindern kann, klopft mein Vater kräftig an die Tür und fast sofort wird sie schwungvoll nach innen geöffnet.

Eine kleine, zierliche Frau strahlt uns entgegen. Sie macht eine einladende Armbewegung und schiebt mit der anderen Hand ihre auffällig rote Brille ein Stück nach oben.

«Kommt nur rein! Wie schön, dass es geklappt hat. Kann ich euch etwas anbieten? Wasser? Einen Kaffee vielleicht? Ich hoffe, ihr habt das Haus gut gefunden. Es ist etwas

versteckt, hinter der Hecke...», sprudelt es nur so aus ihr heraus. Ein grosser Mann, ich nehme mal an ihr Ehemann, tritt hinter sie und legt ihr seine Hand auf die Schulter, als ob er sie so würd ausbremsen wollen.

«Lass unsere Gäste doch erst mal ankommen, Corinna», meint er mit einem Lächeln.

Ich zwing mich auch, zu einem schiefen Lächeln, und folg meinem Vater in das Haus. Hinter mir schliesst diese Corinna die Tür und führt mich in die Küche.

Wie wahrscheinlich alles in diesem Haus ist sie riesig. Eine grosse rote Altbauküche, mindestens 25 Quadratmeter, und alles hat seinen Platz. Ich schau mich nur kurz um, ehe mein Blick wieder zu meinen Schuhen wandert. Ich will hier raus. Dieses fremde Haus, egal wie gross es ist, macht mir Platzangst.

«Du kannst ruhig die Treppe im Flur hochgehen, das erste Zimmer rechts ist Claras Zimmer», sagt die kleine Frau freundlich zu mir.

Ich schau etwas verloren meinen Vater an, doch der blickt nur aufmunternd zurück. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als alleine zurück in den Flur, die Treppen hoch und zu dem Zimmer zu gehen.

Im nächsten Moment steh ich schon vor der Zimmertür, auf der ein grosses Bild von einem Pferd hängt, ein Haflinger oder wie man die nennt, und darüber hängt ein gemaltes Hufeisen, auf dem gross "*Clara*" steht.

«Ganz toll», denke ich mir, «ein Pferd-mädchen.»

Ich würd gerade alles dafür geben, zuhause in meinem Bett zu sein, mich unter der Decke zu verkriechen und Musik zu hören. Aber ich muss da durch, je schneller ich anfang, desto schneller ist es vorbei. Also hol ich tief Luft und klopfe an die Tür.

«Es ist offen!», hör ich es aus dem Zimmer rufen.

«Natürlich ist es offen», denk ich mir nur, «warum sollte sie die Türe auch abschliessen?»

Aber naja, ich mach also die Tür auf und tret ein. Ein kleines dünnes Mädchen mit einem weissen Sommerhut auf dem Kopf, wieso auch immer man einen Hut in seinem eigenen Zimmer anzieht, sitzt an einem alten Holzschreibtisch und schaut mich mit grossen, erwartungsvollen Augen an. Ein offenes Mathebuch und ein Notizblock liegen auf dem Tisch. Sie lächelt und mir fällt auf, wie ähnlich sie ihrer Mutter doch sieht. Die gleiche kleine, zerbrechliche Gestalt mit den grossen blauen Augen und dem warmen Lächeln. Ich versuch zurückzulächeln, schaff es allerdings nur halbwegs.

«Hey, ich bin Clara!», stellt sie sich vor.

«Malu», antworte ich leise.

Ihre offene Art verwirrt mich. Ich dachte immer, Krebskranke müssten doch

wahnsinnig deprimiert sein, immerhin haben sie eine tödliche Krankheit. Aber wenn man sich uns beide so ansieht, würde man eher denken, ich wäre diejenige mit dem Todesmal auf der Stirn.

«Du kannst dich auf das Bett setzen, wenn du magst», lächelt sie mir zu und deutet auf das kleine, weisse 90-er Bett in der Ecke ihres Zimmers.

Zögernd setz ich mich auf die hellblaue Bettwäsche und bin überrascht, kein Pferdemuster darauf zu erkennen. Ich will nicht komplett unhöflich wirken, also versuch ich, interessiert zu tun und fang an, im Zimmer umherzuschauen. Viel ist nicht zu sehen, ein weisser Kleiderschrank neben dem Bett, ein Sitzsack in einer Ecke und daneben ein grosses Bücherregal, vollgestopft mit Büchern. Ich erkenn Klassiker wie *„Die Tribute von Panem“* oder *„Der Hobbit“*, aber auch viele Bücher, von denen ich noch nie gehört hab. Manche davon

sind so dick, dass mir schon beim Anblick übel wird.

«Ich lese gerne», entschuldigt sie sich mit einem Lachen, als sie meinen Blick bemerkt.

«Nicht zu übersehen!», geb ich zurück, grober als ich es gemeint hab.

Diese ganze Situation überfordert mich. Es hat seine Gründe, warum ich jeden Tag allein zur Schule lauf und wieder zurück, oder warum ich nie einen Teamsport ausgeübt hab, oder warum ich an Wochenenden lieber in meinem Zimmer bleib und etwas zeichne, statt rauszugehen. Zumindest früher.

In letzter Zeit lieg ich meistens in meinem Bett. Ich bin einfach gern allein. Das war schon früher so. Allerdings hab ich seit dem Unfall fast schon Angst davor, mich unter Leute zu begeben. Dieses dauerhafte Lächeln und Fragen stellen, deren Antworten einen eigentlich überhaupt nicht interessieren, nur um einen freundlichen Eindruck zu hinterlassen,

und am Schluss macht man doch wieder alles falsch und landet in den Lästermäulern irgendwelcher Tratschtanten auf dem Schulhof.

Ich versteh einfach nicht die Freude, die Menschen haben, wenn sie in Gesellschaft sind. Ich versteh sie nicht mehr. Und ich weiss, dass ich eigentlich die gleiche Freude empfinden sollte wie sie, aber da kommt nichts, ich bleib leer, leer und allein, egal wie viele Menschen um mich herum sind.

Unglücklich zu sein in einer Gruppe von lachenden Menschen ist so ziemlich das schlimmste Gefühl. Da ist der Kontrast zwischen der Norm und dem eigenen Unglück am grössten und man sieht, wie schlecht es einem eigentlich geht. Solchen Situationen geht man am besten aus dem Weg, um nicht komplett zu versinken im Sumpf aus Selbstmitleid und Trauer.

Clara schaut mich intensiv an und ihre Augenbrauen rücken etwas näher zusammen. Ich



hab das Gefühl, dass sie versucht, durch mich hindurchzusehen, als wolle sie den Grund suchen, ganz tief in mir drin, warum ich stumm auf ihrem Bett sitz, mit komisch verzogenen Mundwinkeln, die ein Lächeln darstellen sollen, und in der Gegend herumglotze.

«Warum bist du denn so schlecht ge-launt?», fragt sie mich.

Ich zuck die Schultern.

«Depressiv, oder was?», fragt sie, ohne mit der Wimper zu zucken.

Ich starr sie nur an, ohne ein Wort rauszubringen. Wer fragt sowas? Ich weiss, was eine Depression ist. Wenn man sich anders oder nicht normal fühlt, ist meistens das erste, was man macht, googlen. Genau das kam dabei raus.

«Unsinn!», dachte ich mir damals, «meine Mutter ist gerade gestorben, da ist es ja wohl das Normalste der Welt, nur mit einem schiefen Lächeln durchs Leben zu gehen».

«Meine Mutter ist tot», geb ich kalt zurück.  
Soll sie darauf mal die passende Antwort finden.

Aber sie nickt nur langsam und verzieht den Mund.

«Scheisse sowas!»

Ich stutze. Da hat sie natürlich recht. «*Scheisse sowas!*» trifft es ziemlich gut, trotzdem hab ich eine andere Reaktion erwartet.

Stille.

«Wie ist es denn passiert?», kommt nach einiger Zeit die Frage.

«Autounfall», geb ich knapp zurück.

Sie nickt wieder vor sich hin.

Stille.

«Ich habe Krebs», lässt sie nun ihre Bombe platzen.

Jetzt bin ich die, die vor sich hin nickt.

«Ich weiss...», antworte ich, «man sieht es.»

«Könnte ja sein, dass ich mir einfach so die Haare abrasiert habe», kontert sie.

«Warum solltest du sowas tun?», frag ich und ziehe die Augenbrauen verstört zusammen.

«Zum Beispiel ein Statement setzen oder so.»

«Was denn für ein Statement?»

Wir kommen ins Gespräch. Ich weiss nicht wieso, aber ihre nervende, ehrliche Art hilft mir, mich etwas zu entspannen, und ich erwisch mich sogar dabei, kurz meine Sorgen zu vergessen, als sie mir erzählt, wie ihre Zimmernachbarin im Krankenhaus einmal so lachen musste, dass sie den Chefarzt mit halbzerkauten Spaghetti anspuckte, als der gerade ihren Blutdruck messen wollte.

Das ist das erste Mal seit langem, dass ich ein ehrliches Lächeln über die Lippen bringe. Nicht das Guten-Morgen-Lächeln für meinen Vater, nicht das Freundlichkeits-Lächeln beim

Einkaufen oder das «*Ja, es ist alles okay*»-Lächeln für meine Lehrpersonen, wenn sie besorgt fragen, wie es mir geht. Ein echtes Lächeln, das einem ein warmes Gefühl im Bauch gibt, die Muskeln entspannen lässt und leichte Glückshormone ausschüttet. Es fühlt sich gut an.

Clara erzählt mir von ihrer Diagnose und was für eine Art Krebs sie hat. Sie erzählt auch, wie schwer es manchmal ist und wie sehr sie ihre Haare vermisst.

«Ich hatte lange blonde Haare, wie meine Mutter», schwärmt sie.

«Als ich sie abrasieren musste, war ich sehr traurig und habe mich hässlich gefühlt. Seitdem trägt meine Mutter ihre Haare nie offen, sondern immer hochgesteckt, um nicht vor mir anzugeben. Egal was ich sage, sie besteht darauf.»

«Das ist wahnsinnig nett von deiner Mutter», geb ich zurück, beeindruckt vom Opfer,

das ihre Mutter so ganz selbstverständlich bringt. Clara nickt.

«Sehr», sagt sie. «Jetzt habe ich mich zwar an die Glatze gewöhnt, trage aber trotzdem immer eine Kopfbedeckung.»

«Keine Perücken?»

«Nein. Ich finde, das sieht super unnatürlich aus und ist auch wahnsinnig anstrengend zu tragen.»

Ich höre gespannt zu, wie Clara mir das alles anvertraut. Nach etwa zwei Stunden klopft es und mein Vater meint, wir würden wieder nach Hause gehen. Ich bin überrascht, dass die Zeit so schnell vorgegangen ist, und find es fast etwas schade, jetzt schon nach Hause gehen zu müssen.

«Ich rufe mal an, vielleicht hast du ja Lust, mal was zu unternehmen», sagt Clara zum Abschied und ich nick fast fröhlich.

Ich bin froh, dass sie sowas gesagt hat, weil ich es selbst nie getan hätte.

Auf dem Rückweg sieht mich mein Vater nur schmunzelnd an mit dem Wissen, dass er Recht gehabt hat. Dieses komische kleine Mädchen hat nicht nur meinen Nachmittag etwas erhellt, sie hat mir auch Vertrauen gegeben und mir gezeigt, dass da vielleicht ein ganz, ganz kleiner Hoffnungsschimmer ist und es mir eventuell irgendwann wieder besser geht.

## *Clara*

Ich höre, wie unten die schwere Haustüre ins Schloss fällt und laufe schnell zu meinem Fenster. Gespannt schaue ich zu, wie draussen das mittelgrosse Mädchen mit dem langen, dichten braunen Haar knapp hinter ihrem Vater den schmalen Schotterweg zum Gartentor entlang tritt. Ich blicke den beiden nach, bis sie hinter der Hausecke verschwunden sind und lasse mich mit einem Seufzer in meinen Schreibtischstuhl fallen.

Was für ein kompliziertes Mädchen! Dass irgendwas mit ihr nicht stimmt, habe ich schon bemerkt, als sie die Tür aufmachte. Die Art, wie sie läuft, wie sie sich umschaute, wie sie versucht, lieb zu gucken. Als hätte sie die normalsten Sachen verlernt und würde krampfhaft versuchen, sie nachzuspielen, so wie sie meint, dass es die anderen machen. Doch da ist etwas Besonderes an dieser Malu: Meine Krankheit ist ihr völlig egal. Ich habe das

Gefühl, so ziemlich alles ist ihr völlig egal, und so merkwürdig das auch klingt, das macht es sehr viel einfacher, sie um mich zu haben.

Menschen ist alles immer so unfassbar wichtig. Und es sind vor allem die schlechten Sachen, die sie beschäftigen, über die sie sich aufregen und gar nicht aufhören wollen, darüber zu sprechen. Sie können so viel Energie und Kraft in die banalsten Dinge investieren und die ganzen schönen Sachen drum herum einfach ausblenden.

Mit meiner Krankheit trage ich den Tod tagtäglich mit mir mit. Er ist in mir drinnen. Er nagt an mir und ich kann nichts tun, ausser die Ärzteteams machen zu lassen und zu beten, dass sie den Krebs aufhalten können.

Doch diese sich ausbreitende Schwärze, die ich in mir trage, hat auch etwas Gutes. Wenn es in dir selbst schon so dunkel ist, wird die Welt um dich herum automatisch heller. Die kleinen schlechten Sachen fallen gar nicht



mehr so auf, oder zumindest schenke ich ihnen keine Aufmerksamkeit. Wieso sollte ich mich ärgern, wenn ich nicht die neuste Version des iPhones bekommen habe oder meine Note doch nicht so gut geworden ist, wie erhofft? Was kümmert es mich, ob es morgen regnet oder nicht? Ich darf das Morgen noch erleben und dafür bin ich dankbar. Würde ich mich auch noch mit den Schatten ausserhalb meines Körpers befassen, würde die Dunkelheit mich verschlucken.

Bei Malu ist es anders. Anders als bei den meisten Menschen, aber auch anders als bei mir. Es kommt mir so vor, als ob sie die Schatten der Welt gar nicht sieht, weil sie selbst schon in totaler Finsternis sitzt.

Ich frage mich, ob man ihr da raushelfen könnte. Das, was bei mir vor sich geht, darauf habe ich keinen Einfluss, ich muss alles über mich ergehen lassen. Aber vielleicht kann ich bei ihr tatsächlich etwas tun, damit es ihr

besser geht, damit sich die Wolken etwas verziehen oder sie wenigstens die Wolken sieht. Wolken ziehen vorüber, das weiss jeder, Schwärze nicht unbedingt.

Ich gehe hinunter in die Küche, wo mein Vater gerade aufräumt, setze mich an den Küchentisch und schaue ihm eine Weile einfach nur zu, wie er die Kaffeetassen in die Geschirrspülmaschine räumt, die Kekse wieder in den Schrank stellt, den Tisch abwischt und so weiter.

«Na, wie war es? Habt ihr euch verstanden?», fragt er mich über die Schulter, während er gerade dabei ist, einen besonders hartnäckigen Fleck von der Küchenablage zu kratzen.

«Jaja, sie ist ganz nett», spiele ich die Sache etwas herunter aus Angst, meine Eltern würden auf noch mehr dumme Gedanken kommen, nur weil dieser jetzt funktioniert hat.

«Ich rufe sie morgen mal an, vielleicht», füge ich hinzu.

«Sehr schön, Mäuschen», gibt er lächelnd zurück, während er auf mich zukommt und mir leicht in die Wange kneift. Ich verziehe nur das Gesicht, schenke ihm ein Lachen und gehe wieder hoch in mein Zimmer. Davor gelingt es mir noch, ein paar von den Keksen zu ergattern.

Oben in meinem Zimmer hole ich mir einen grossen Wälzer aus dem Regal, kuschle mich in meinen Sitzsack und tauche ein in eine Welt mit Feen, Kobolden und Monstern, fernab von allen Sorgen dieser Welt.

## *Malu*

Das Telefon klingelt. Ich zuck zusammen und muss mich kurz sammeln. Mein Versuch war eigentlich, endlich die Englisch-Hausaufgaben zu machen, allerdings starr ich nur auf mein Blatt, während in meinem Kopf absolute Leere herrscht. Ich steh schnell auf und lauf in den Flur zum Telefon. Mein Vater war jedoch schneller als ich und streckt mir grinsend den Hörer entgegen. Seinem Blick nach zu urteilen konnte das nur eine Person sein. Sie muss ihre Mutter nach unserer Nummer gefragt haben.

«Clara?», frag ich in den Hörer.

«Hey du! Ich wollte mich mal melden, habe ja gesagt, dass ich anrufen werde. Also, wie geht es dir? Hättest du Lust, morgen rauszugehen? Ist ja Freitag, da hast du bestimmt ein bisschen Zeit», sprudelt es aus der Leitung.

Ehrlich gesagt, weiss ich nicht recht, ob ich Lust hab rauszugehen. Gestern war zwar ganz schön gewesen, aber ich hab trotzdem das

Gefühl, dass ich mich viel lieber in meinem Zimmer verkriechen und etwas zeichnen würde. Die Hausaufgaben hab ich ja auch noch nicht fertig und es sieht nicht so aus, als ob da noch viel passieren würde heute.

Ich zögere. Andererseits steht mein Vater genau neben mir mit erwartungsvollem Blick. Er weiss, dass ich Zeit habe morgen, eigentlich das ganze Wochenende, und er würde keine Ausreden hören wollen. Mir wird etwas heiss und ich wickle das Telefonkabel nervös um meinen Finger.

«Malu?», kommt es aus dem Hörer.

«Mhm, ähm ja, ich hätte Zeit», quetsche ich schliesslich heraus.

«Super toll, ich freu mich! Ja, dann bis morgen! Ich hol dich um vier Uhr ab, meine Mama sagt mir noch, wo ihr wohnt, das finde ich schon, also dann bis morgen, tschüssi!» und ich höre nur noch das Tuten des aufgelegten Telefons aus dem Hörer.

So schnell geht es also, einmal nicht aufgepasst und zack wird man genötigt, an einem gewöhnlichen Freitagabend das Haus zu verlassen, statt kuschelig im Zimmer Trübsal zu blasen. Mir ist nicht wirklich wohl bei der Sache, andererseits bin ich fast froh, dass Clara das so in die Hand nimmt. Sie lässt mir zwar keine andere Wahl, aber wie meine Mutter immer gesagt hat: «*Manchmal muss man eben zu seinem Glück gezwungen werden.*»

«Na?», fragt mein Vater neugierig. Ich erzähl ihm, dass mich Clara morgen abholt und wir rausgehen. Glücklicherweise nimmt er mich in den Arm und drückt mich ganz fest.

«Na siehst du. Es wird schon alles gut!», muntert er mich auf und wie ich so in seinen Armen liege, kommen mir plötzlich die Tränen. Hätte mich jemand gefragt wieso, hätte ich ihm keine Antwort geben können. Die Tränen fließen mir einfach über die Wangen und mein Vater schaut mich besorgt an. Ich hasse

es, vor anderen zu weinen, vor allem vor meinem Vater. Sauer auf meinen Körper, dass er gerade jetzt eine Ladung Wasserfall loslassen muss, vergrabe ich mein Gesicht einfach in den Bauch meines Vaters und hoffe, dass es bald aufhört.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl. Der Körper verhält sich, als wäre man unendlich traurig. Die Tränen fließen, die Kehle wird enger, man zittert leicht und kann nur schwer atmen. Doch der Kopf wartet daneben und hat keine Ahnung, was da gerade passiert. Als hätte jemand ein Notsignal ausgesendet und alle haben es erhalten ausser dem Verstand.

Während ich so dastehe, das Gesicht in den Pullover meines Vaters gedrückt, versuche ich verzweifelt, einen Grund zu suchen für dieses Verhalten. Weine ich, weil ich die Hausaufgaben nicht schaffe? Oder weil ich morgen nicht zuhause bleiben kann? Ist es die Art, wie sich mein Vater um mich sorgt? Oder doch einfach

wieder der Unfall meiner Mutter? Es hätte alles und nichts davon sein können.

Nach einer Weile hören die Tränen auf zu fließen und ich gehe langsam wieder in mein Zimmer zurück. Jetzt hab ich auch noch Schuldgefühle. Was tu ich da meinem Vater an! Seine Frau ist gestorben und jetzt hat er auch noch eine Tochter, die nicht rausgehen will, dauernd schlecht gelaunt ist und unkontrolliert in Tränen ausbricht.

Ich setz mich wieder an den Schreibtisch und starr auf das Blatt. Verzweifelt warte ich, bis die fremden Wörter einen Sinn ergeben. Doch diese starren nur stumm zurück. Mit der Zeit seh ich nicht mal mehr Wörter, einfach schwarz auf weiss. Linien, mal gebogen, mal gerade, darauf folgen wieder Linien und Striche. Das soll einen Satz ergeben? Ich geb auf, klappe das Heft zu und leg mich aufs Bett. Nützt ja sowieso alles nichts. Wofür soll ich überhaupt lernen? Wie sieht denn bitte meine



Zukunft aus? Ich hab keine Ahnung. Aber wenn sie auch nur halb so schlimm ist wie die Gegenwart, dann will ich sie nicht. Dieser kleine Hoffnungsschimmer von gestern ist erloschen, als hätte jemand einen Eimer Wasser darüber geschüttet. Jetzt sitze ich wieder im Dunkeln. Allein. Ich winkle meine Knie an und leg meine Stirn drauf, so dass mein Gesicht nach unten zeigt und meine Haare mich fast komplett einhüllen. Ich will so gern woanders sein. Irgendwo, wo ich nicht diese Last in mir spüre, oder wo ich sie wenigstens für einen Moment ablegen kann, damit ich zumindest einen richtigen Atemzug machen kann. Einmal tief Luft holen. Einmal kurz frei sein.

## *Clara*

Meine Mutter hat mir ganz genau erklärt, wie ich das Haus der Friedrichs finde, so heisst Malu anscheinend mit Nachnamen. Nach 20 Minuten Fussmarsch dem Fluss entlang und ein paar unsicheren Abbiegungen nach rechts und links stehe ich auch schon davor. Es ist so wie ich mir immer ein perfektes, gemütliches Familienhaus vorgestellt habe.

Das kleine Häuschen mit den schönen Dachschrägen ist weinrot gestrichen mit Balken in hellem Grau. Sogar ein Schornstein sitzt auf dem Dach. Allerdings ist er so sauber, dass ich mich frage, ob er vielleicht einfach Dekoration sein soll. Die Türe ist in einem klaren Weiss gehalten, mit einem bunten Willkommensschild. Um die Buchstaben herum hangeln sich drei kleine graue Mäuse und jede Maus trägt einen Namen auf dem Körper: Malu, Paul und Miriam. Das muss wohl der Name ihrer Mutter gewesen sein. Mein Herz

wird schwer. Auf einmal tut mir die Familie schrecklich leid. Es muss furchtbar sein, seine Mutter oder seine Frau zu verlieren. Ich kann nur ahnen, was sie für eine Leere hinterlassen haben muss.

Mein Blick fällt wieder auf das Haus, alles sieht sehr neu und modern aus. Unser Haus ist dagegen die reinste Ruine. Man erkennt, dass hinter dem Gebäude ein kleiner Garten ist, mit saftig grünem Gras und einem grossen Baum, an dem eine rostige Schaukel hängt. Das alles sieht aus wie aus einem Bilderbuch. Wunder schön.

Nachdem ich mit dem Staunen fertig bin, drücke ich auf den kleinen Klingelknopf neben der Türe und warte gespannt. Nach kurzer Zeit macht mir lächelnd Malus Vater auf. Wenn ich mich recht erinnere, ist sein Name Paul. Mir fällt auf, dass er fast das gleiche unsichere Lächeln hat wie seine Tochter. Irgendetwas stimmt damit nicht.

«Hallo Clara, wie schön, dich zu sehen!», begrüsst er mich freundlich. «Malu ist gleich soweit, wenn du noch kurz warten könntest!» Er geht nochmal rein und lässt die Tür angelehnt. Ich höre, wie drinnen leise diskutiert wird, kann aber nicht verstehen, was sie sagen. Nach kurzer Zeit geht die Türe ganz langsam erneut auf und Malu steht mit einem kleinen blauen Rucksack und einem zögernden Gesichtsausdruck an der Türschwelle.

«Können wir los?», frage ich sie, mit meinem schönsten Grinsen. Sie nickt nur und fängt an loszulaufen. Ihre schlechte Laune scheint sich über Tage hinzuziehen und ich bezweifle, dass das normal ist. Aber ich weiss ja nichts über das Leben dieses stillen, schüchternen Mädchens, ausser dass ihre Mutter gestorben ist, also will ich keine voreiligen Schlüsse ziehen. Rosig sieht ihr Leben bis jetzt jedenfalls nicht aus. Andererseits ist mein Leben auch nicht gerade mit Blumen geschmückt

und trotzdem versuche ich gerade, für zwei zu lächeln.

## *Malu*

Meine Schuhsohlen schleifen über den Asphalt, während wir in Richtung Fluss laufen. Neben mir dieses kleine, sonderbare Mädchen. Heute trägt sie ein knallrotes Cappy mit einem grossen Schmetterling drauf und einen Rucksack im gleichen Rot, der beim Laufen auf und ab wippt.

Keine von uns sagt etwas.

Ich wollt mich schon davor drücken rausgehen, doch mein Vater liess nicht mit sich reden. Er zerrte mich aus meinem Bett und stellte mich ohne Gnade vor die Tür.

«Immer noch schlecht gelaunt, was?», fragt Clara nach einer Weile in die Stille. Ich zuck nur mit den Schultern. Ich weiss nicht, was ich drauf hätte antworten sollen und ich hab auch keine grosse Lust, etwas zu sagen, also muss das Schulterzucken ausreichen.

«Wie lange bist du denn schon so drauf?»  
Sie lässt nicht locker.

Erst sag ich nichts. Ich such nach einer Antwort. Wie lang bin ich denn schon so drauf? Eigentlich seit dem Tod meiner Mutter. Erst kam die tiefe Trauer, die dir den Boden unter den Füßen wegreisst und dich fallen lässt, kilometerweit, bis du nicht mal mehr den Himmel siehst.

Damals fühlte ich mich wie ein abgeschossener Vogel, der gnadenlos dem Erdboden zu-rast, nur der Aufprall blieb aus. Manchmal frage ich mich, ob ich immer noch am Fallen bin.

Ich kann mich noch gut an den höllischen Schmerz erinnern, als versuchte jemand, dir das Herz aus der Brust zu reißen. Man weint, bis man regelrecht ausgetrocknet ist, und schreit in sein Kissen, bis die Stimmbänder keinen Ton mehr von sich geben, und man fragt sich nur, ob dieser Schmerz jemals weniger wird und wie man den nächsten Tag überleben soll, ohne Aussicht auf Besserung.

Und dann kam das. Das, was ich jetzt empfinde. Leere. Absolute Leere. Kein Schmerz, keine Trauer, keine Freude, kein Glück. Manchmal wünsche ich mir sogar den Schmerz zurück, damit ich wenigstens etwas fühlen kann und einen Grund habe, für die Tränen. Doch da ist nichts. Die meiste Zeit ist da nichts.

«Ne ganze Weile schon», geb ich dann zu.

«Wie lange denn?»

«Lang halt.»

Jetzt gibt sie bestimmt auf, bei meinen miesen Antworten. Doch zu meinem Erstaunen fragt sie weiter.

«Weisst du denn, woran es liegen könnte, dass du dich so fühlst?»

Ich hab das Gefühl, dass die Fragen immer schwieriger werden, und hab genauso wenig eine Antwort darauf wie auf die Frage vorher, also bleib ich bei meinen mageren Antworten und schüttele einfach den Kopf.



Wir sind am Ufer angekommen und setzen uns auf eine Gruppe grosser Steine. Das Wasser schwappt gleichmässig am nackten Gestein empor, Enten schwimmen in kleinen Grüppchen auf dem Wasser, Vögel fliegen kreischend über unsere Köpfe und die Sonne scheint uns ins Gesicht. Es wär ein wunder-schöner Juni-Nachmittag, wenn ich die Wolken nicht in mir selbst mittragen würde.

Wir sitzen einen Moment nur so da und schauen den Kindern zu, wie sie im Wasser planschen oder die Enten mit kleinen Brotstücken füttern. Ich schliess die Augen. Die Ruhe und die Wärme auf meiner Haut lassen mich tatsächlich etwas besser fühlen.

«Tut mir leid, dass ich so schlecht gelaunt bin», sag ich schliesslich.

Clara sieht mich mit klaren Augen an. Ich kann die Erleichterung über meine Worte in ihrem Ausdruck sehen und mir tut es leid, dass ich vorhin so kalt zu ihr war. Sie schaut mich

nur an, ohne etwas zu sagen. Die sonst so gesprächige Clara ist auf einmal ganz still und wartet geduldig, bis ich mehr von mir geb. Ich seufze.

«Ich weiss selbst nicht genau, wieso ich momentan so bin, wie ich bin. Seit dem Tod meiner Mutter», ich stocke kurz und muss mich etwas sammeln, «seit dem Tod meiner Mutter ist irgendwie nichts mehr so, wie es war. Ich empfind keine Freude mehr so wie früher und es fällt mir unglaublich schwer, Dinge zu erledigen. Sogar schöne Sachen, wie heute rausgehen, brauchen wahnsinnig viel Überwindung und dann noch die Müdigkeit...», kommt es aus mir heraus. Ich weiss nicht wieso, aber die Worte fliessen plötzlich dahin, während Clara einfach dasitzt, mit wachen Augen, und mir aufmerksam zuhört.

Ich hab keine Ahnung, wie lange wir so dasitzen. Ich erzähle und erzähle, über meine Mutter und unsere Familie, wie wir früher oft

im Winter in die Berge zum Skifahren gingen und wie ich immer auf die schwarze Piste mitwollte, obwohl sie viel zu schwer war für mich. Auch wie ich mir dann den Arm bracht, als meine Überredungskünste erfolgreich gewesen waren.

Ich erzähl, was für ein lebensfroher und offener Mensch meine Mutter gewesen ist und wie alle, die sie kennenlernten, sie sofort ins Herz schlossen. Auch wie ihr grösster Wunsch war, irgendwann nach Hawaii auszuwandern und den Rest ihres Lebens dort zu verbringen. Wie sie diese Insel liebte und wie sie meinen Vater dort kennengelernt hatte.

«Malu ist ein Hawaiianischer Name und bedeutet Frieden, Schatten und Ruhe», erkläre ich Clara. «Meine Mutter hatte eine Frau kennengelernt damals in Hawaii. Diese Frau hat ihr sehr geholfen, ihr die Insel gezeigt und die Bewohner und Bewohnerinnen, auch Buchten und Orte, die den meisten Touristen verborgen

bleiben. Diese Frau hiess Malu, deshalb hat mich meine Mutter nach ihr benannt.»

Clara sieht mich begeistert an. «Ich hätte auch gerne einen so aussergewöhnlichen Namen», meint sie, fast etwas neidisch. Aus irgendeinem Grund gefällt mir diese leichte Eifersucht und deshalb verschweige ich ihr, dass der Name in Hawaii alles andere als selten ist.

Ich erzähle auch von unserem Haus, wie lebhaft es damals gewesen war und von den vielen Gästen. Aber auch von der Schule spreche ich, wie ich schon immer eine Einzelgängerin gewesen bin und wie sehr ich diesen Ort seit dem Unfall hasse.

Und dann noch von meinem Gefühl. Wie es mich von innen auffrisst und kein Platz mehr da ist, um die schönen Dinge des Lebens zu sehen. Wie alles grau geworden ist und ich mich manchmal wie der einzige Mensch auf Erden fühl.

Ich hab das alles noch nie jemandem erzählt. Nicht mal mit meinem Vater rede ich über meine Gefühle. Ich will nicht schwach vor ihm sein, weil ich weiss, dass er sich selbst nur gerade so über Wasser halten kann, wahrscheinlich sogar nur für mich. Und als ich fertig bin, merk ich, wie das Gewicht, das mich tagtäglich nach unten zieht, ein kleines bisschen leichter geworden ist, als hätte mir Clara allein durch ihr aufmerksames Zuhören einen kleinen Teil der Last abgenommen.

Sie schaut mich an und dann nimmt sie mich auf einmal in den Arm. Lange drückt sie mich an sich, und ohne dass ich es zu verhindern versuche, kullern mir die Tränen wieder über die Wangen und auf ihr T-Shirt. Doch dieses Mal kann ich fast schwören, sind es Tränen der Erleichterung. Wir bleiben noch eine Weile so sitzen, schauen ins Wasser und wechseln ein paar Worte, bevor wir uns wieder auf den Rückweg machen. Bei meinem

Haus angekommen, drück ich sie zum Abschied und sie verspricht, sich morgen wieder zu melden. Ich geb ihr die Nummer von meinem alten Nokia Handy, so dass wir schreiben können, und dann schau ich ihr nach, wie sie die Strasse entlang nach Hause geht, und frag mich, ob sie weiss, wie viel sie heute für mich getan hat.

## *Clara*

Kaum bin ich zuhause, ruft meine Mutter schon gleich aus der Küche:

«Und, wie war's?»

«Gut, gut», beeile ich mich zu sagen und haste in mein Zimmer, um mich auf mein Bett zu legen. Ich starre an meine Zimmerdecke und denke über die vielen Dinge nach, die mir Malu soeben erzählt hat. Sie hat immer so einen verschlossenen und in sich gekehrten Eindruck gemacht, dabei musste ihr jemand nur mal richtig zuhören und schon flossen die Worte aus ihr heraus.

Ich kenne mich nicht gut aus mit Gefühlen und Gedanken und ich bin keine Psychologin, aber im Krankenhaus gibt es viele Krebspatienten, die Ähnliches erzählt haben. Sie haben keine Hoffnung mehr auf Besserung und wollen aufgeben, weil sie nichts mehr im Leben sehen, was lebenswert ist. Depression haben sie es genannt.

Ich kann mir gar nicht vorstellen, was das für ein Gefühl sein muss, aber es hört sich an wie ein Krebs für Gedanken. Ein dunkler Fremdkörper, der sich in den Verstand frisst und ihn schwärzt, bis er so dunkel ist wie der Gedankenkrebs selbst. Und was passiert, wenn alles schwarz geworden ist? Ich schlucke. Man kann genauso wenig mit toten Gedanken leben wie mit einem toten Körper. Vielleicht ist Malu ja genauso in Lebensgefahr wie ich?

Ich gehe schnell in das Wohnzimmer hinunter und setze mich an den Computer meiner Mutter.

”Was genau ist eine Depression” tippe ich bei Google ein und lese mich durch die angezeigten Webseiten.

*“Eine Depression ist eine psychische Erkrankung, die sich in zahlreichen Beschwerden äußern*



*kann. Eine anhaltende gedrückte Stimmung, eine Hemmung von Antrieb und Denken, Interessenverlust sowie vielfältige körperliche Symptome, die von Schlaflosigkeit über Appetitstörungen bis hin zu Schmerzzuständen reichen, sind mögliche Anzeichen einer Depression. Die Mehrheit der Betroffenen hegt früher oder später Suizidgedanken, 10 bis 15% aller Patienten mit wiederkehrenden schwer ausgeprägten depressiven Phasen sterben durch Suizid.“*

So steht es auf einer dieser Seiten. Mir läuft es kalt den Rücken runter. «10 bis 15% sterben durch Suizid.» Allerdings nur bei schweren Depressionen, und den Recherchen zufolge ist Malu davon noch nicht betroffen.

Ich lese und lese. Meine Augen gleiten besorgt über den Bildschirm. Die Vorstellung von dem Gedankenkrebs scheint mir immer treffender.

Erschrocken zucke ich zusammen, als ich eine Hand auf meiner Schulter spüre.

«Was macht du denn da?», fragt mich meine Mutter, während sie mit gerunzelter Stirn auf den Monitor schaut. «Mäuschen, hast du etwa eine Depression?», fragt sie schockiert.

«Nein, nein ich wollte nur, ähm, Malu und ich sind heute irgendwie auf das Thema gekommen und ich wollte mich etwas schlau machen», lüge ich. Wenn eine Freundin einem etwas anvertraut, dann behält man das für sich, also erzähle ich ihr nicht den wahren Grund.

«Na gut», meint meine Mutter, «aber du kannst immer mit mir reden, wenn dich etwas bedrückt, das weißt du ja!»

Seit meiner Krankheit sind meine Eltern übermässig besorgt und haben Angst, dass ich irgendwann die Hoffnung auf meine Genesung verlieren könnte. Ich verstehe sie schon, aber es macht es nicht wirklich besser, wenn sie ständig die Kontrolle über alles haben wollen. Ich bin jetzt 14 und damit doch wohl alt genug, um selbst auf mich aufzupassen.

Als ich von dem Computer wieder aufstehe, ist es schon dunkel draussen und ich merke, wie müde ich eigentlich bin. Ich strecke mich, bis mein Rücken knackst und gähne einmal ausgiebig. Dann gehe ich in die Küche, wo meine Eltern sich gerade unterhalten, um ihnen eine gute Nacht zu wünschen.

Als ich reinkomme, sind sie auf einmal ganz still und schauen mich an. Mein Vater versucht zu lächeln, doch es gelingt ihm nicht richtig.

Meine Mutter hat ihm also von meinen Recherchen erzählt, denke ich genervt. Ich

mache mich schon gefasst auf einen Fragenha-  
gel und wie doch alles wieder gut werden wird  
und ich müsste nur daran glauben..., doch  
mein Vater wie auch meine Mutter bleiben  
still.

«Wir müssen morgen ins Krankenhaus zur  
Blutkontrolle, vergiss das nicht!», erinnert  
mich meine Mutter.

Das habe ich total vergessen und meine  
Laune wird sofort noch etwas schlechter. Ich  
hasse das Krankenhaus und alles, was dazuge-  
hört. Ich hasse die leeren weissen Räume mit  
den piepsenden Geräten. Ich hasse den anhal-  
tenden Chemiegeruch im ganzen Gebäude. Ich  
hasse die Klemmbretter der Ärztinnen und  
Ärzte und das nervöse Warten auf irgendwel-  
che Ergebnisse, die sie davon vorlesen. Aber  
am meisten hasse ich die Chemotherapie. Ich  
muss mich jedes Mal tagelang übergeben und  
habe Schmerzen, verbunden mit schlaflosen  
Nächten.

Zum Glück ist morgen nur eine Blutkontrolle, aber trotzdem, ich wünsche mir, dass ich diesen Ort für immer verlassen könnte.

«Ja stimmt, ich denke dran. Gute Nacht, ich geh jetzt schlafen», murmele ich und gebe beiden einen Gutenachtkuss.

Obwohl mich die Geschichte von Malu mitnimmt, bin ich doch fast etwas froh, dass endlich etwas passiert in meinem Leben, ausser Krankenhaus. Es gibt jetzt jemanden, um den ich mir Sorgen machen kann. Jemand, der nicht ich selbst ist.

## *Malu*

Es ist Samstagnachmittag und ich frag mich, warum sich Clara noch nicht gemeldet hat. Ich sitz an meinem Schreibtisch und klopfe nervös mit den Fingerspitzen auf das Holz, während mich die mathematischen Formeln auf meinem Heft anlotzen. Ich sehne mich nach einer Nachricht von Clara, allein schon, um eine Ausrede zu haben, um mich vor den Mathehausaufgaben zu drücken.

Nach einer weiteren halben Stunde halt ich es nicht mehr aus. Ich erinnere mich, wie gut ich mich gestern mit ihr gefühlt hab und will nur noch aus meinem kleinen Zimmer raus.

Weil mein Vater noch bei der Arbeit ist, leg ich ihm einfach einen Zettel mit einer Nachricht auf den Küchentisch, zieh mir meine alten Converse Sneakers an, schnapp mir meinen Schlüssel und lauf raus auf die Strasse.

Draussen scheint die Sonne und es sind bestimmt 20 Grad, aber es geht ein kühler Wind

und so friere ich mit meinem knappen T-Shirt doch etwas. Ich reib mir fröstelnd die Arme und lauf los.

Als ich bei dem grossen alten Haus angekommen bin, klopfe ich eifrig an die Tür. Ich warte, vor dem Haus auf und ab wippend, aber keiner antwortet. Mein Herz fängt an, schneller zu schlagen, und ich klopfe nochmal, diesmal länger und mit voller Kraft, an die schwere Holztür. Keine Antwort.

Meine Nervosität steigt und ich setze mich vor den Hauseingang auf die Steinstufe und warte. Ich weiss nicht, was ich sonst machen soll. Ich versuche, mich zu beruhigen. Seit dem Tod meiner Mutter habe ich starke Verlustängste und dreh schon durch, wenn mein Vater zehn Minuten später von der Arbeit nach Hause kommt. Die Angst, ihm hätte etwas passieren können, lässt mir jeweils keine ruhige Sekunde.

Doch Clara ist nicht mein Vater. Ich hab keine Ahnung was in ihrem Leben abläuft und somit auch keinen Grund, mir Sorgen zu machen. Sie hat mir nur noch nicht geschrieben, wahrscheinlichen machen ihre Eltern einen Ausflug mit ihr und sie hat keinen Empfang oder...

Mein Herz setzt für einen Schlag aus. Der Krebs. Clara ist krank, todkrank. Was ist, wenn sie im Krankenhaus ist oder noch schlimmer, schon in der Leichenhalle? Das wäre ja typisch, das Leben gibt mir eine Freundin und entreisst sie mir direkt wieder. Mein Herz fängt wieder an, schneller zu schlagen, es rast fast. Ich reib mit den Händen an meinen Schienbeinen auf und ab, während ich, die Augen weit aufgerissen, auf die Strasse starr und auf ein Auto warte. Jedes Mal, wenn eines um die Ecke fährt, schau ich gebannt, ob es vor dem Haus parkt und ein kleines



Mädchen mit auffälliger Kopfbedeckung aussteigt, doch sie fahren alle vorbei.

Nach einer gefühlten Ewigkeit fährt plötzlich ein grosser, schwarzer Toyota vor das Eingangstor und ein hochgewachsener Mann mittleren Alters und eine kleine blonde Frau steigen aus. Ich spring auf vor Erleichterung, doch dann trifft mich der Schock. Wo ist Clara? Tot. Sie liegt schon halbverwest auf einem Seziertisch oder sie ist schon eingäschert, sie befindet sich allein in einer kalten Röhre und wartet auf ihre Beerdigung und... Ich muss ganz dringend an der Überwindung meiner Verlustängste arbeiten.

Ich haste auf die beiden Erwachsenen zu, die mich überrascht anschauen.

«Malu? Was machst du denn hier?», fragt mich Corinna verdutzt.

«Ich wollte nach Clara sehen. Geht es ihr gut? Wo ist sie denn?», überrumple ich die beiden.

«Ach Schätzchen, das ist aber lieb. Clara ist noch im Krankenhaus, ihre Blutwerte waren nicht so gut, deshalb muss sie vorerst dort bleiben.»

Ihre Mutter versucht zu lächeln, doch ich kann sehen, wie sie darum kämpft, die Tränen zurückzuhalten. Ich traue mich fast nicht zu fragen, kann mich aber nicht zurückhalten.

«Muss sie jetzt sterben?», frag ich sie verängstigt.

«Aber nein, mein Kind.» Sie schüttelt den Kopf. «Weisst du, bei so einer Krankheit gibt es Höhen und Tiefen. Das ist jetzt ein kleines Tief, doch es ist nicht das Ende», sie streicht mir über den Kopf.

«Wenn du magst, kannst du sie morgen mit besuchen. Wir fahren mittags los», schlägt mir Claras Vater freundlich vor. Ich nicke eifrig.

«Ja gerne, dankeschön!»

«Nichts zu danken.» Ihr Vater holt einen Rucksack vom Rücksitz und schwingt ihn

über seine Schultern. «Aber du solltest jetzt lieber nach Hause gehen, du frierst doch sicherlich in dem kurzen T-Shirt.»

Vor lauter Aufregung hab ich die Kälte ganz vergessen. Ich schau runter auf meine mit Gänsehaut überzogenen Arme und nicke.

«Wir holen dich morgen um 12 Uhr bei dir zuhause ab. Bis dann!», ruft mir Claras Mutter zum Abschied nach. Ich geb ihr einen Daumen nach oben und ruf «bis morgen!» zurück.

Auf dem Heimweg grüble ich über Clara und ihre Krankheit nach. Auf einmal wird mir schlecht beim Gedanken, wie egoistisch ich gewesen bin. Wir treffen uns das erste Mal alleine und ich erzähl die ganze Zeit nur von mir. Ich hab ihr nicht mal eine Minute gelassen, um über ihre Sorgen zu sprechen. Ich will mir gar nicht vorstellen, wie es sein muss, jeden Tag aufzustehen und nicht zu wissen, wie viele Morgen man noch hat. Jetzt komm ich mir noch bescheuerter vor. Ich lauf den ganzen

Tag rum mit der schlechtesten Laune überhaupt und entziehe allen die Lebensfreude allein durch meine Anwesenheit und das nur, weil vor neun Monaten meine Mutter gestorben ist. Clara ist todkrank, hat keine Haare mehr und muss wahrscheinlich dauernd ins Krankenhaus, nur damit die Ärztinnen ihr mit jedem Test ein wenig mehr die Hoffnung nehmen können.

Ein dunkles, kaltes Gefühl breitet sich plötzlich in meiner Brust aus. Es fühlt sich anders an als die tägliche Dunkelheit. Angst. Angst und Kummer. Ich fühl, wie es jeder Körperteil erstarren lässt, bis tief ins Knochenmark, wie es mich einfriert von innen und wie schwer es für mich wird, einen Fuss vor den anderen zu setzen.

Ich merk gar nicht, dass mir die Tränen kommen, bis ich die salzige Flüssigkeit in den Mundwinkeln schmecke. Ich bin überrascht, dass mir ein Mädchen, das ich nur so kurze

Zeit kenne, derart ans Herz wachsen kann, dass ich vor lauter Sorge und Mitleid weinend den Kiesweg zurück nach Hause lauf.

Ich bin gespannt auf morgen und nehm mir vor, diesmal Clara ganz, ganz lang zuzuhören, um zu verstehen, was sie da gerade durchmacht.

## *Clara*

Als ich am Morgen aufwache, blenden mich die nackten weissen Wände des Krankenzimmers. Mein Blick fällt auf das grosse graue Gerät mit den vielen Knöpfen und Kabeln dran, das neben meinem Bett steht. Eines der Kabel führt von der Maschine über das Bett in meinen rechten Arm. Das nennt man Zugang und wird vor der Chemotherapie gemacht. Der Zugang macht es mir etwas schwer, mich zu bewegen, und mein Nacken schmerzt von der unbequemen Nacht. Ich versuche, mich aufzusetzen. Der Zeiger der Wanduhr zeigt auf elf.

Ich habe Glück gehabt und sie haben mir das Bett am Fenster gegeben, sodass ich einen hübschen Blick in den kleinen Park neben dem Krankenhaus habe und den Leuten zuschauen kann, wie sie mit ihren Hunden Gassi gehen oder wie sich Patienten und Patientinnen aus dem Krankenhaus etwas die Beine vertreten,

in Begleitung von Pflegepersonal oder Angehörigen. Die Sonne scheint in mein Zimmer und ich höre, wie draussen die Vögel zwitschern.

Gestern Nachmittag, als ich in das Zimmer kam, lag noch ein Mädchen in dem Bett auf der anderen Seite. Ich kannte sie schon, sie ist etwa zwei Jahre älter als ich und leidet an einem Hirntumor. Eigentlich ist sie ganz nett, aber sie redet fast nie. Jetzt ist das Bett wieder leer, also wurde sie wahrscheinlich heute Morgen entlassen.

Ich merke, wie müde ich noch bin. Die Untersuchungen und Infusionen erschöpfen mich immer unglaublich, also lasse ich mich wieder ins Kissen fallen, mache die Augen zu und schlafe sofort wieder ein.

Das zweite Mal wache ich auf, weil es an der Zimmertüre klopft. Ich öffne verschlafen die Augen und sehe verschwommen, wie meine Mutter und mein Vater den Raum

betreten. Verdutzt richte ich mich auf, als ich hinter meinen Eltern ein schüchternes Mädchen mit langen braunen Haaren erkenne. Es ist Malu! Ich bin überrascht und glücklich zugleich. Mich hat noch nie eine Freundin im Krankenhaus besucht, ausser die seltsame Tochter unserer Nachbarn, die den Besuch aber eher als Strafe von ihren Eltern absolvierte.

Ich lächle und meine Eltern fragen, wie es mir geht.

«Gut, gut!», lüge ich.

Natürlich wissen sie, dass es mir nicht gut geht. Sie haben die Ärztin gestern gehört. Meine Werte sind so schlecht, dass es jetzt nur noch eine Möglichkeit gibt. Eine Möglichkeit, der wir alle eigentlich aus dem Weg gehen wollten: Operation. Sie werden versuchen, den Krebs operativ zu entfernen und mich so davon zu befreien. Dass es ein grosser, komplizierter und vor allem schmerzhafter



Eingriff wird, ist uns allen klar. Doch ich versuche, stark zu sein, für meine Eltern, aber auch für mich selbst.

«Malu wollte dich gerne besuchen kommen, sie hat gestern nach dir gefragt», erzählt meine Mutter.

»Oh, tut mir leid. Ich habe vollkommen vergessen, dir zu schreiben!«, entschuldige ich mich mit schwacher Stimme.

»Kein Problem, du hast ja eine sehr gute Ausrede!«, sagt Malu aufmunternd. Alle lachen kurz.

«Wir lassen euch zwei dann mal alleine und gehen in der Kantine zu Mittag essen», sagt mein Vater, «wollt ihr auch etwas?» Wir schütteln beide den Kopf und meine Eltern verlassen das Zimmer.

«Wie geht's dir? Und was ist passiert?», fragt Malu besorgt.

«Meine Blutwerte sind sehr schlecht, das heisst, dass zu viele Leukozyten, also weisse

Blutkörperchen, in meinem Blut sind. Jetzt muss ich operiert werden und sie hoffen, dass sie den Krebs so entfernen können». Ich deute auf meinen Arm mit dem Zugang: «Das hier ist für meine nächste Chemo, sie wird morgen früh gemacht. Die Ärzte versuchen, den Tumor so klein wie möglich zu kriegen vor der Operation.»

«Was ist, wenn die Operation nicht erfolgreich ist?», fragt sie weiter.

Ich schweige kurz. «Ich weiss es nicht», gebe ich schliesslich zu. «Ich versuche, nicht daran zu denken. Sie wird erfolgreich sein und selbst wenn nicht, ist das noch nicht das Aus. Dann gibt es noch andere Wege, die man versuchen kann. Vorbei ist es erst, wenn ich unter der Erde liege.» Ich grinse. «Und so schnell kriegen die mich da nicht rein!»

Malu schaut mich teils erleichtert, teils besorgt an und nickt. «Nein, hoffentlich nicht!»

Wir schauen eine Zeit lang aus dem Fenster und gehen beide unseren Gedanken nach.

«Wie ist es eigentlich, Krebs zu haben?», fragt Malu irgendwann in die Stille. Die Frage steht einen Moment einfach so im Raum, während ich versuche, eine Antwort darauf zu finden.

«Es ist», ich stocke kurz, «es ist, als wärst du in einem Fluss, der einen mit sich reisst, und du versuchst die ganze Zeit, nicht unterzugehen. Ärztinnen, Psychologen, Verwandte, etc. stehen am Ufer und versuchen, dich da rauszuholen, doch du weisst nicht, ob sie es schaffen. Du kannst nichts tun, ausser alles mitzumachen, was dir befohlen wird, weil du weisst, sie wissen es besser. Aber solange du den Kopf noch über Wasser hältst, ist nichts verloren. Das Leben geht trotzdem weiter und es gibt auch viele schöne Momente. Jedoch hast du nie sicheren Boden unter den Füßen. Du bist immer am Rudern.»

Malu sieht mich lange an.

«Das tut mir leid», sagt sie schliesslich.

«Das muss es nicht», sage ich. «Das Beste, was du machen kannst, ist alles Schöne und Lebenswerte um den Fluss herum aufzunehmen und zu geniessen. Du kannst auch vom Wasser aus die Natur bestaunen und was um dich herum passiert. Das Letzte, was du brauchst, sind Leute, die dich permanent daran erinnern, dass du im Fluss feststeckst. Das weiss ich selbst.»

Ich schaue wieder aus dem Fenster, spüre aber, wie Malu mich immer noch anschaut.

«Ich wünschte, ich wär so stark wie du», flüstert sie plötzlich. Ich drehe mich zu ihr und schüttele den Kopf.

«Ich bin körperlich krank, nicht seelisch, und mein Körper ist so schwach, dass ich mich manchmal wundere, wie er mich überhaupt von A nach B bringen kann. Ich weiss nicht, was genau mit dir los ist, aber der Tod deiner

Mutter hat dich psychisch geschwächt. Das heisst nicht, dass du allgemein ein schwacher Mensch bist.»

Malu wendet den Blick ab. «Aber andere haben auch mit dem Tod von Geliebten zu kämpfen und sind nicht so abgesackt wie ich. Ich weiss einfach nicht, wie lange ich noch so weiter machen kann. Wenn du deine Krankheit auf diese Art beschreibst, föhl ich persönlich mich wie in einem grossen, stillen See. Niemand ist in Sichtweite, auch nicht das Ufer. Und ich weiss nicht, ob überhaupt irgendwann jemand kommen wird, um mich zu retten. Mit der Zeit fragt man sich, ob es nicht leichter wäre, mit Kämpfen aufzuhören und es zuzulassen unterzugehen.»

Ich starre sie an. Malu hat gerade zugegeben, dass sie daran denkt aufzugeben, daran denkt, nicht nur auf den Tod zu warten, sondern ihn vielleicht sogar einzuladen.

«Vielleicht musst du einfach mal anfangen loszuschwimmen!», schlage ich ihr vor. «Wer weiss, vielleicht findest du ja irgendwann das Ufer und kannst dich selber retten.»

Ich sehe ein Lächeln auf ihren Lippen. Sie nickt. «Ja, vielleicht hast du recht.»

Die Türe geht auf und wir drehen uns erschrocken um. Meine Eltern betreten das Zimmer, in ihren Händen halten sie frische Croissants.

«Wir dachten, vielleicht habt ihr ja doch Hunger», erklärt meine Mutter.

Also setzen sie sich zu uns auf das Bett und wir essen gemeinsam. Einen so schönen Mittag hatte ich noch nie im Krankenhaus. Ich bin froh und dankbar für den Besuch und vergesse für einen Moment die grosse bevorstehende Operation.

## *Malu*

Nach dem Besuch bei Clara fühl ich mich sehr viel besser und ich kann genauer nachvollziehen, wie es ihr geht. Ich merk sogar, dass gewisse Parallelen zu mir bestehen.

Man kann nie ganz nachempfinden, was ein Mensch in so einer Situation ergeht, ausser man erlebt es selbst, aber trotzdem hat mir das Gespräch mit ihr geholfen, es wenigstens zu erahnen.

Wir waren etwa noch eine Stunde bei Clara im Zimmer, um ihr Gesellschaft zu leisten, dann mahnte eine Ärztin, sie bräuchte jetzt noch etwas Ruhe vor der nächsten Untersuchung. Also machen ihre Eltern und ich uns auf zu ihrem Auto und fahren nach Hause.

Während der Autofahrt sagt niemand ein Wort, bis ich an das Bild an Claras Zimmertüre denken muss. Das Bild mit dem Pferd drauf und das Hufeisen darüber.

«Reitet Clara?», frage ich. Ihre Eltern werfen einander einen kurzen, kritischen Blick zu.

«Früher ja», antwortet ihre Mutter schliesslich. «Sie hat das Reiten geliebt. Zwei Mal in der Woche nahm sie Unterricht auf dem Reiterhof. Sie verbrachte aber auch sonst jede freie Minute dort.» Sie lächelt wehmütig. «Sie hatte dort ein Lieblingspony, Pumuckl. Es ist klein und dick und keines der anderen Kinder wollte darauf reiten. Doch sie hat es dadurch nur noch mehr geliebt. Ich glaube, sie hätte alles für dieses Tier getan.»

Ich stell mir vor, wie Clara auf dem kleinen Pony reitet und kann mir selbst ein Lächeln nicht verkneifen. Es ist eine so schöne Vorstellung, dass sie dem armen, ausgeschlossenen Tier hilft und ihm die Liebe gibt, die es braucht.

Dann fällt mir auf: So ist es eigentlich auch mit mir! Ich hab keine Freunde, bin allein und



traurig, und sie hilft mir. Ich bin wie ein kleines, dickes Pferd. Ich bin Pumuckl.

«Wieso reitet sie jetzt nicht mehr?», frage ich weiter.

«Durch die Krankheit ist ihr Immunsystem sehr geschwächt und es besteht eine hohe Infektionsgefahr. Aus diesem Grund darf sie nicht mehr reiten oder überhaupt in den Stall, sogar Haustiere sind problematisch. Sie musste aufhören, den Reiterhof zu besuchen, hat kein Wort mehr über Pferde verloren und alle Poster und Bilder in ihrem Zimmer abgehängt, einzig das Schild an ihrer Zimmertüre durfte bleiben», fügt sie traurig hinzu.

Mein Herz wird schwerer und ich hab wahnsinniges Mitleid mit Clara. Ihr wurde nicht nur ein gesichertes Leben auf festem Boden entrissen, sondern auch das, was sie am meisten geliebt hat.

Nach einer circa 20-minütigen Autofahrt kommen wir bei mir zuhause an und ich

bedank mich bei den beiden fürs Mitnehmen. Sie sagen mir noch, dass die Operation nächste Woche am Mittwoch sein wird und dass ich, wenn ich möchte, Clara am Donnerstag wieder besuchen dürfte.

Natürlich willige ich ein und bin schon jetzt nervös, ob die OP gut verlaufen wird. Clara hat mir die vielen Risiken vorhin noch erklärt. Es sind so viele, dass ich mir nicht mal alle merken kann und ich bin echt wahnsinnig stolz auf sie, dass sie das halbwegs gut verkraftet.

## *Clara*

Es ist Mittwoch, der Tag der Operation. Meine Eltern waren heute Morgen nochmal da, um mir gut zuzureden und mich zu beruhigen. Nach der OP werden sie den ganzen Tag bei mir sein, zumindest meine Mutter, mein Vater muss leider arbeiten und kann erst abends kommen.

Jetzt gerade bin ich aber alleine in meinem Zimmer, um mich noch etwas zu entspannen, bevor es losgeht. Leider musste ich das Bett am Fenster abgeben und sie haben mich in ein anderes Zimmer verlegt, ein Einzelzimmer.

«Na immerhin», denke ich. «Da hat man seine Ruhe und kann ungestört seinen Gedanken nachgehen».

Wenn ich angespannt bin, rede ich sowieso nicht gerne. Da bin ich meistens ganz still und ruhig, während in mir drinnen das Chaos herrscht.

Die Ärztin hat mir und meinen Eltern heute Morgen nochmals alle damit verbundenen Risiken erklärt und wie die Operation genau ablaufen wird.

Da bei mir beide Nieren betroffen sind, musste man mit der Chemotherapie den Tumor erst klein machen, um jetzt zu versuchen, ihn zu entfernen. Leider ist er nicht so klein geworden, wie erhofft, weshalb die eigentlich hohe Wahrscheinlichkeit, den Tumor vollständig entfernen zu können, etwas kleiner geworden ist. Trotzdem sind die Ärztinnen guter Dinge und haben uns gesagt, wir sollten uns nicht allzu grosse Sorgen machen. Natürlich können sie für nichts garantieren, aber wir dürfen auf jeden Fall Hoffnung haben.

Das mit der Hoffnung ist eine schwierige Sache. Es ist, als ob man eine Prüfung geschrieben hat, und man weiss nicht, welche Note man bekommen wird. Man möchte seine Erwartungen nicht zu hoch halten, sonst ist die

Enttäuschung umso grösser, aber dennoch hofft man insgeheim auf das erwünschte Ergebnis.

Ich kann nicht sagen, dass ich vollstes Vertrauen in diese Operation habe und es mich sehr verwundern würde, falls sie nicht ihr Ziel erreicht, aber enttäuscht wäre ich trotzdem, ganz bestimmt. Vor allem, weil das weitaus schwerwiegender wäre als ein verpatzter Mathestest.

Ich versuche, die Augen ein wenig zu schliessen und zu warten, bis ich aus dem Zimmer geschoben und in den OP-Saal gebracht werde. Die vielen Medikamente und Vorbereitungen machen mich extrem müde und so kann ich nicht verhindern, dass ich fast sofort einschlafe.

Ich weiss nicht, wie viel später ich aufwache, aber um mich herum stehen zwei Krankenschwestern und ein Pfleger, die mir beruhigend zulächeln und anfangen, mich aus dem

Raum zu rollen, direkt auf meinem Krankenhausbett. Ich bin noch etwas verschlafen und muss mich erst einmal sammeln.

Ich werde von den Fachkräften durch die Flure in einen Aufzug geschoben, der nach unten fährt in den ersten Stock. Dort biegen wir wieder rechts und dann links ab, bis wir in einen Hoch-Hygienebereich kommen, in dem alle Masken und Handschuhe tragen müssen, alle ausser ich.

Dann werde ich in den Raum 4 geschoben und sie helfen mir auf den OP-Tisch. Es sieht ein bisschen aus wie in einem Horrorfilm, und mir wird etwas mulmig. Doch viel Zeit für Zögern ist da nicht, alles geht sehr schnell. In null Komma nichts liege ich auf der kalten Ablage und kneife die Augen zu wegen dem blendenden Licht. Dann stellt sich die Chefärztin, welche die Operation durchführt, kurz vor und gibt mir sogleich eine Spritze in meine Ellbogenbeuge. Schon ein paar Sekunden später

merke ich, wie das Mittel anfängt zu wirken,  
und bevor ich noch etwas sagen kann, wird al-  
les schwarz.

## *Malu*

Ich sitz kerzengerade auf meinem Bett und starr an die gegenüberliegende Wand. Ich grüble darüber nach, wie ich Clara helfen könnte, während ich unruhig auf meiner Lippe herumkaue.

Wie könnte ich ihr eine Freude machen? Mein Blick fällt auf das Bild mit meiner Mutter. Sie wüsste, was zu tun ist, oder zumindest wüsste sie, wodurch ich mich besser fühlen würde. Ich seufze, da muss ich jetzt wohl selbst auf eine Idee kommen. Nur blöd, dass ich fast kein Hobby von Clara kenn, falls sie überhaupt eins hat, mit Ausnahme von... natürlich! Das Reiten!

Aber wie soll ich es schaffen, Clara auf den Reiterhof zu kriegen, ohne sie in Gefahr zu bringen? Ich tüftle eine weitere Stunde an meinem Plan, bis ich überzeugt bin, dass es funktionieren könnte.



Schutzanzug, Handschuhe, Maske und Desinfektionsmittel. Es wird nicht das Gleiche sein wie früher, aber ich bin mir sicher, ihr wird es gefallen.

Bevor ich aber alles besorgen kann, müssen erst noch ihre Eltern um Erlaubnis gebeten werden. Ich will Clara wirklich keinen unnötigen Risiken aussetzen, aber wenn man nicht aufpasst, wird sie gefühlsmässig noch genauso krank wie ich, und eine von meiner Sorte reicht ja wohl! Manchmal muss man einfach Dinge tun, die vielleicht nicht das Vernünftigste sind, aber die uns glücklich machen.

Ich steh also auf, um zum Telefon im Flur zu gehen, damit ich ihre Eltern anrufen kann. Als ich dort steh, höre ich auf einmal leises Weinen aus dem Wohnzimmer. Verwundert schleich ich in die Richtung, um nachzuschauen, was da los ist. Ich schieb die Türe langsam auf und streck meinen Kopf ins Zimmer. Mein Vater sitzt auf dem Boden vor dem

Sofa und hält ein Bild in der Hand, vor ihm liegt eine herausgezogene Schublade der alten Kommode, neben dem Sofa. Ich trete näher und erkenne das Foto. Mein Hals schnürt sich zusammen. Es ist die Fotografie von meiner Mutter und meinem Vater in Hawaii, als sie sich gerade kennengelernt hatten. Sie tragen beide nur Badesachen und haben so kitschige Blumenketten um den Hals. Mein Vater hat den Arm um sie gelegt und strahlt in die Kamera, während meine Mutter ihm einen Kuss auf die Wange gibt. Beide sind braun gebrannt und mein Vater hält ein Kokosnussgetränk in der Hand. Die beiden sehen aus wie aus einem Bilderbuch.

Ich liebe dieses Foto und es hing immer über der Kommode im Wohnzimmer, bis zu ihrem Unfall. Danach nahm mein Vater es ab, um nicht an sie erinnert zu werden, und hat es in diese Schublade getan, die jetzt vor ihm liegt. Als er merkt, dass ich hinter ihm steh,

legt er das Bild schnell wieder weg und wischt sich hastig die Tränen aus dem Gesicht.

«Ähm, tut mir leid, ich... ich habe meine Rechnungen gesucht», stottert er.

Ich steh nur da und schau ihn an. Auch ich spüre den Schmerz in meiner Brust und wie die ganze Trauer, die ich die letzten Tage dank Clara einigermassen vergessen konnte, mit einer Wucht wieder zu mir zurückkommt. Ich habe meinen Vater noch nie so weinen sehen. Zögernd geh ich ein paar Schritte auf ihn zu und setz mich neben ihn. Mit zittrigen Händen nehme ich das Bild wieder aus der Schublade und schau es an.

Mein Vater wendet den Kopf und betrachtet mit mir zusammen das Foto. Er lächelt ein bisschen, mit vor Tränen ganz nassen Augen.

«Das war unser erstes gemeinsames Foto. Ich weiss noch, wie wir an diesem Tag die ganze Nacht durchgetanzt haben, am Strand und unter den Sternen. Ich habe mich sofort in

sie verliebt», schwärmt mein Vater. «Die Art, wie sie sich zu der Musik bewegte, wie sie mich angeschaute und ihr breites Lachen, wenn ich einen meiner schlechten Witze reisen musste...»

Jetzt muss ich auch lächeln, während sich die Tränen in meinen Augen sammeln, so dass ich das Bild nur noch verschwommen seh.

«Sie...sie hat mich einfach verzaubert», beendet mein Vater seinen angefangenen Satz. «Und das Zaubern hat nie aufgehört. Die ganzen Jahre nicht. Nicht einmal jetzt.»

Er nimmt meine Hand und ich leg meinen Kopf auf seine Schulter, dabei fangen die Tränen an zu fließen und ich schluchze meinem Vater in den Hals. Er nimmt mir das Bild ab und drückt mich ganz fest.

«Es tut mir leid, dass ich so verschlossen war seit dem Unfall. Wir hängen ihre Bilder wieder auf, wenn du das möchtest. Ja?», tröstet er mich. Ich nicke weinend.

«Du kannst immer mit mir reden, mein Schatz, ich hoffe, das weisst du!»

Es ist das erste Mal, dass ich vor meinem Vater weine, ohne ein schlechtes Gefühl dabei zu haben. Es hat etwas Befreiendes, etwas Heilendes. Wir haben beide den gleichen Schmerz, doch das macht ihn nicht grösser, sondern kleiner.

Noch eine Weile sitzen wir so da auf dem Boden und ich hab das Gefühl, dass ich meinem Vater noch nie so nahe war. Dann klopft er mir auf die Schulter und steht auf.

«Wolltest du eigentlich etwas Bestimmtes?», fragt er.

Ich wisch mir die Tränen aus dem Gesicht. «Ähm nein, ich wollte nur Claras Eltern anrufen. Ich hab da so eine Idee, um sie aufzumuntern.»

Er lächelt mich an und streicht mir über die Wange.

«Schön, dass ihr euch so versteht. Hast du die Nummer?»

«Ja, hab ich!» Schnell lauf ich zurück in den Flur, um endlich zu telefonieren. Ich tipp nervös die Zahlen in die Tasten und warte gespannt auf die Annahme.

Nach kurzer Zeit hör ich ein zögerndes «Hallo?» aus der Leitung.

«Hallo, hier ist Malu! Ich wollte etwas fragen, wegen Clara. Also ich hab mir nämlich etwas überlegt, was ihr vielleicht gefallen könnte», fange ich an ihrer Mutter zu erklären.

Sie hört mir aufmerksam zu und zu meiner Überraschung erlaubt sie mir mein Vorhaben, sofern Clara nach ihrer Operation nicht allzu geschwächt sei. Erleichtert versichere ich ihr, ganz vorsichtig zu sein und nur zu gehen, wenn Clara stark genug ist. Glücklicherweise lege ich den Hörer auf und lauf in mein Zimmer, um meine Jacke zu holen und alles einkaufen zu gehen, was ich für meinen Plan benötige.

## *Clara*

Es ist ein paar Tage nach der Operation und ich liege in meinem Zimmer auf dem Bett. Seit circa einer halben Stunde schaue ich immer wieder von meinem Bettpfosten zu einem Fleck an der Wand, dann zur Deckenlampe und wieder zurück zum Bettpfosten. Ich habe Malu seit einigen Tagen nicht gesehen und frage mich, ob sie mich vergessen hat. Die Operation ist zum Glück ohne Komplikationen verlaufen. Ob sie jedoch erfolgreich war, werde ich erst in ein paar Tagen erfahren, wenn ich zur Kontrolle ins Krankenhaus fahre.

Ich schaue auf meinen Wecker. Es ist 13:10 Uhr. Ich liege schon den ganzen Tag im Bett und habe das Gefühl, dass ich hier langsam versauere, wie mein Vater es vorausgesehen hat. Als ich mich gerade auf die Seite legen will, um nochmal zu schlafen, höre ich, wie es klingelt. Ich lausche. Meine Mutter öffnet die Türe und begrüsst jemanden. Dann kommen

Schritte die Treppe hoch und meine Zimmertüre wird schwungvoll aufgerissen. Malu steht strahlend in der Tür.

«Hey! Ich hoffe dir geht es gut! Ich habe dich vermisst!», begrüßt sie mich. Meine Laune wird schlagartig besser. Malu hat mich nicht vergessen! Sie kommt auf mich zu und umarmt mich.

«Zeit aufzustehen! Jetzt helfe ich dir mal hoch. Wir machen einen Ausflug.»

«Wohin geht es denn?», frage ich verduzt.

«Das ist eine Überraschung!», erwidert Malu verschmitzt. «Du musst dich aber noch umziehen.»

Sie streckt mir einen Plastiksack entgegen. Darin befinden sich ein Ganzkörperanzug, Plastik-Handschuhe, eine Maske und Desinfektionsmittel. Ich schaue sie fragend an.

«Keine Fragen! Komm einfach runter, wenn du fertig angezogen bist. Mein Vater und ich warten im Auto!» Und damit verlässt



sie den Raum, bevor ich etwas einwenden kann.

Ich ziehe hastig alle Sachen an und werde ganz aufgeregt. Was Malu wohl mit mir vor hat? Dass meine Eltern das überhaupt erlauben...

Kurze Zeit später sitze ich schon mit Malu hinten im Auto und ihr Vater fährt los. Auch er hat dieses geheimnisvolle Lächeln auf den Lippen.

«Wie geht es dir?», fragt Malu mich.

«Ganz okay. War etwas einsam, aber jetzt bist du ja da.»

«Tut mir leid, dass ich erst jetzt gekommen bin, aber ich musste etwas vorbereiten.»

Ich frage sie zurück, wie es ihr selber geht.

«Besser, tatsächlich besser! Natürlich gibt es schlechte Tage, aber in letzter Zeit auch erstaunlich viele gute.»

Sie sieht wirklich glücklicher aus. Das macht, dass ich mich noch besser fühle. Ich

werfe einen Blick aus dem Fenster. Diese Gegend kommt mir bekannt vor. Ich runzle die Stirn. Diese breite Strasse mit den grossen Ahornbäumen auf beiden Seiten und der rostigen, roten Bushaltestelle rechts, wo seit Jahren das gleiche McDonalds Werbeplakat klebt... ich kenne diese Strasse! Die alte Litfasssäule, vollgeklebt mit irgendwelchen Stickern und... ich erinnere mich! Aber das kann doch nicht sein...

Wir biegen rechts ab und fahren durch ein grosses Eisentor, an dem schon vor einiger Zeit der Rost zu nagen begonnen hatte. Mir bleibt der Atem weg.

Ich drehe mich um zu Malu. «Du hast doch nicht wirklich...?»

«Doch, hab ich!», unterbricht sie mich lachend.

«Aber woher wusstest du, dass ich hier geritten bin? Dass ich überhaupt geritten bin?», stammle ich.

«Deine Eltern haben es mir erzählt», gibt sie zu.

Ich starre wieder hinaus und drücke mir die Nase am Fenster platt. Wir fahren einen holprigen Schlammweg entlang und ich sehe in der Ferne, wie die Sonne auf die Koppel und den Reitstall scheint.

Wir stellen das Auto auf dem Parkplatz neben dem Hof ab. Bevor ich die Tür aufreißen kann, packt mich Malu am Arm.

«Die Maske!», hält sie mich auf. «Du musst sie noch richtig anziehen und pass auf, dass alles gut geschützt ist.»

Ich versichere ihr, dass ich gut aufpassen werde, und springe dann aus dem Auto. Trotz Maske steigt mir der vertraute Geruch von Pferd und Heu in die Nase und ein leichter Wind weht mir ins Gesicht. Ich stehe einen Moment nur da, mache die Augen zu und genieße diesen Augenblick. So lange habe ich mich danach gesehnt, hierher

zurückzukommen, und jetzt kann ich endlich wieder einen Fuss auf den vertrauten matschigen Boden mit den vielen Hufabdrücken setzen.

«Komm hierher, Clara! Da will dir jemand hallo sagen!», ruft mich Malu zu sich. Wir gehen um den Stall herum zu der Weide. Es ist nur ein einziges Pferd draussen und grast friedlich. Ich bleibe wie angewurzelt stehen und mein Herz setzt für einen Schlag aus.

«Pumuckl», flüstere ich.

Malu grinst. «Sie haben ihn extra für dich rausgebracht, er gehört ganz dir», sagt sie.

Ich kann es nicht fassen. Schnell laufe ich zur Weide, ducke mich unter dem Zaun durch und gehe langsam auf das kleine dunkelbraune Pony zu. Erst schaut es mich nur unbeeindruckt an und knabbert weiter an seinen Grasstängeln, doch dann hebt es den Kopf und kommt zögernd auf mich zu. Plötzlich trabt es die letzten Meter zu mir und drückt mir seinen

kleinen Kopf stürmisch an die Brust. Tränen der Freude sammeln sich in meinen Augen und ich schmiege mein Gesicht seitlich an seine Mähne, ohne es komplett darin zu vergraben, wegen der Infektionsgefahr. Ich atme ganz tief seinen Geruch ein, den ich so sehr vermisst habe, und will am liebsten die Zeit anhalten, für immer.

Ich höre, wie sich Malu hinter mir unter dem Zaun hindurchzwängt und auf uns zukommt. Sie stellt sich neben mich und streichelt vorsichtig Pumuckls Fell.

«Dankeschön!», flüstere ich ihr zu mit ganz feuchten Augen. Sie legt mir den Arm auf die Schulter und drückt mich an sich. Das ist ihre Art «*gern geschehen*» zu sagen.

Pumuckl fängt an, neugierig an meinen Plastik-Handschuhen zu knabbern.

«Ich weiss, ich sehe komisch aus!», sage ich lachend zu dem vorwitzigen kleinen Pony, «aber ich muss das leider anziehen».

Wir bleiben lange auf der Weide, genau so. Wir reden nicht viel, sondern geniessen einfach diesen Moment.

Bevor wir wieder zurückfahren müssen, sage ich noch allen anderen Pferden hallo und meiner alten Reitlehrerin. Sie nimmt mich fest in den Arm und wünscht mir alles Gute auf meinem Weg und dass ich hoffentlich bald gesund werde.

Es dauert fast zwei Stunden, bis ich jedem Pferd «*tshüss*» gesagt und Pumuckl in seine Box gebracht habe. Bei der Gelegenheit demonstriere ich Malu, wie man ein Pferd richtig sauber macht und zeige es ihr Schritt für Schritt.

Dann muss ich mich verabschieden. Es fällt mir alles andere als leicht, dem Hof und den Tieren Lebewohl zu sagen, denn ich weiss ja nicht einmal, ob ich irgendwann wieder zurückkommen kann. Ich unterdrücke die Tränen und winke allen ein letztes Mal zu.

Als wir dann wieder im Auto sitzen und ich die Maske endlich runternehmen kann, schaue ich noch lange zurück zum Reiterhof, bis er hinter der letzten Biegung verschwindet.

Das war einer der schönsten Tage seit meiner Diagnose.

## *Malu*

Der Ausflug liegt schon ein paar Tage zurück und ich sitze in meinem Zimmer an den Hausaufgaben. Wir schreiben nächste Woche einen Geschichtstest und ich muss mich etwas vorbereiten. Wegen der ganzen Aufruhr mit Clara und ihrer Operation hatte ich viel weniger Zeit, mich auf meine Probleme zu versteifen und tagelang meinen düsteren Gedanken nachzuhängen. Viel öfter passiert es mir nun, dass ich den ganzen Tag an alles Mögliche denken muss und mir erst abends im Bett auffällt, dass mich kein einziger depressiver Gedanke geplagt hat.

Vertieft in die griechische Mythologie höre ich, wie das Telefon klingelt und mein Vater den Hörer abnimmt.

«Ah hallo! ... Oh... Ja, ja, das tut mir schrecklich leid.» Seine Stimme wird immer leiser.



Ich hebe den Kopf aus meinen Heften und werde ganz blass. Mein Herz fängt an, schneller zu schlagen und meine Knie werden weich. Gebannt lausche ich weiter.

«Ja natürlich, ich werde es ihr sagen. Ich wünsche euch viel Kraft in dieser Zeit!»

Meine Hände verkrampfen sich dermassen, dass die Spitze meines Bleistiftes, den ich in meiner Hand halte, vom kräftigen Aufdrücken abbricht. Kurze Zeit später klopft es an meine Tür. Mein Vater kommt herein und sieht mich mit dem gleichen Gesichtsausdruck an wie vor acht Jahren, als ich nach der Schule nach Hause eilte und mein Hamster gestorben war. Er kam damals auf mich zu und drückte mich ganz fest an sich. Dann sagte er leise, was passiert war und dass ich jetzt stark sein müsste, weil Flip, mein Hamster, es so gewollt hätte.

Jetzt schaut er mich mit den gleichen traurigen Augen an und kommt auf mich zu. Er legt mir die Hände auf die Schultern.

«Claras Vater hat gerade angerufen. Sie haben die Ergebnisse der Operation bekommen...» Er nimmt mich in den Arm und ich fühle mich wieder wie damals mit sieben Jahren. «Die Ärzte konnten den Tumor nicht vollständig entfernen und er wächst weiter.»

Ich schaue ihn mit wässrigen Augen an.

«Das heisst nicht, dass alles verloren ist!», fügt er schnell hinzu. «Sie versuchen es jetzt noch mit der letzten Chemotherapie, aber Clara kommt nicht aus ihrem Zimmer raus. Vielleicht braucht sie jetzt eine gute Freundin.»

Er schaut mich aufmunternd an und streicht mir über den Kopf. Ich nicke und versuche, die Tränen unter Kontrolle zu bringen.

«Ich fahre dich sofort zu ihr!»

Unterwegs fällt mir etwas ein. Clara hatte mir einmal von ihrem Lieblingsessen erzählt, das sie immer bekommt, wenn sie von einem längeren Krankenhausbesuch zurückkommt.

«Papa, wir müssen noch schnell in den Supermarkt!», rufe ich schnell und wir fahren direkt zum nächsten Edeka.

15 Minuten später stehe ich mit der noch schnell in Claras Mikrowelle aufgewärmten Fertiglasagne in der rechten Hand und dem kalten Vanilleeis in der linken vor Claras Zimmertüre. Ich hole einmal tief Luft und klopfе an.

«Lasst mich allein!», klingt es trotzig von der anderen Seite.

«Ich bins!», ruf ich zurück.

Erst ist es still.

«Okay, komm rein», höre ich sie dann sagen, ungewohnt barsch.

Langsam öffne ich die Tür und trete ein. Clara sitzt auf ihrem Sitzsack, mit einem Buch auf dem Schoß. Doch sie liest nicht. Sie hat das Buch nicht mal geöffnet. Es liegt einfach da auf ihren Knien.

Clara starrt ins Nichts, mit verweinten Augen und ganz nassen Wangen. Ich muss mich zusammenreißen, um nicht auch gleich mit Heulen anzufangen. Clara war immer so ein fröhliches und positives Mädchen. Sie dermassen am Boden zu sehen, zerreisst mir das Herz.

«Ich habe dir dein Lieblingsessen mitgebracht», sage ich vorsichtig und halt das Essen hoch.

Mit aller Kraft versuch ich, aufmunternd und optimistisch zu klingen. Das liegt mir eigentlich gar nicht, aber Clara hat mir immer Mut gemacht und mir geholfen mit meinen Problemen, da ist es das Mindeste, ihr wenigstens etwas davon zurückzugeben. Ein Mensch kann nun mal nicht rund um die Uhr fröhlich und optimistisch sein, vor allem nicht mit so einer Krankheit.

Vorsichtig geh ich auf sie zu und setze mich vor sie hin auf den Boden. Dann streck ich ihr

die Lasagne entgegen und sie nimmt sie tatsächlich an, schöpft sich etwas Vanilleeis darauf und fängt stumm an zu essen.

Ich belasse es beim Vanilleeis, das ich vorsichtig löffle. «Es ist noch nicht vorbei, das weisst du, oder?», frage ich schliesslich.

Sie nickt. «Ich weiss. Aber mir gefällt nicht, was als nächstes kommt.»

Sie meint die nächste Chemotherapie. Ich schlucke. Es muss furchtbar sein, so wie sie davon erzählt hat.

«Ich will nicht wieder in dieses Krankenhaus und ich will nicht wieder an diese Geräte angeschlossen werden», sie stockt beim Reden, «ich will einfach nicht mehr!»

Stille.

«Die Chance, dass der Tumor entfernt werden kann, ist im Allgemeinen so hoch!», bricht es plötzlich aus ihr heraus. «Ich verstehe nicht, wieso es gerade bei mir nicht klappen musste!»

Ich sitz nur da und weiss nicht, was ich sagen soll. Sie hat recht, die Erfolgsrate ist relativ hoch. Ich schau sie traurig an, dann nehm ich einfach ihre Hand. «Ich hab keine Ahnung, wie schlimm und wie anstrengend das alles für dich sein muss und wie satt du es haben musst, dass jeder Behandlungsversuch Misserfolge bringt. Doch meine Mutter hat immer gesagt: *“Nicht die Menschen, die immer gewinnen, sind die stärksten, sondern die, die niemals aufgeben“*.

Ich drücke ihre Hand. «Ich bin wahnsinnig stolz auf dich, wie du das alles schaffst! Und egal, wie es ausgeht, du hast es bald hinter dir. Nur du darfst jetzt nicht aufgeben. Ich werde auch nicht aufgeben, versprochen! Wir werden so lange kämpfen, bis der Tod uns an den Füßen packt und aus dem Leben schleift. Vorher nicht, okay?»

Ich fixiere sie und drücke ihre Hand noch fester.

«Okay?», frage ich nochmal.

«Okay», flüstert sie schliesslich, «wir geben nicht auf.»

## *Clara*

Ich stehe wieder vor dem riesigen weissen Gebäude, umgeben vom Grün der Aussenanlage, und lese das grosse Schild über dem Eingang, das ich schon so oft gelesen habe... zu oft. Rechts und links wachsen Bäume und Sträucher, die den Anblick nicht ganz so kalt wirken lassen. Andere würden den Bau vielleicht als freundlich, sogar schön bezeichnen, doch mir wurde immer schon schlecht, wenn ich nur von weitem die blauweissen Fahnen des Klinikums im Wind wehen sah. Wenn wir dann auf dem Parkplatz anhielten, hatte ich immer das Gefühl, dass ich mich gleich übergeben müsste, und wenn wir die Klinik schliesslich betraten, wunderte ich mich, dass ich noch keine Spur von Erbrochenem hinterlassen hatte.

Heute ist es anders. Die Angst und Panik, die mit jedem Klinikbesuch verbunden waren, sind auf einmal verflogen. Mein



Zusammenbruch gestern war wie ein Sturm. Jetzt, in diesem Moment, ist es windstill.

Meine Mutter geht schon mal voraus, meinen Koffer hinter sich herziehend, an die Rezeption, um mich anzumelden und um zu fragen, in welchem Zimmer ich stationiert werde. Ich stehe noch einen Moment draussen und lasse alles auf mich wirken. Mit tiefen Atemzügen versuche ich, so viel frische Luft in meinen Lungen zu sammeln wie nur möglich, bevor sie für die nächsten Tage mit Desinfektionsmittel-, Medikamenten- und Arztgerüchen gefüllt sein werden.

Ein letztes Mal noch den Duft des Flusses und der Bäume um mich herum einatmen und den Vögeln in den Ästen zuhören, wie sie zwitschern, sich Geschichten erzählen und von Baum zu Baum fliegen. Als Vogel müsste ich mich nicht mit Dingen wie Krebs herumpflegen, und selbst wenn, würde ich einfach ein letztes Mal in den Sonnenuntergang fliegen,

die Luft an meinem Federkleid entlang gleiten lassen, hochfliegen, ganz hoch, tief einatmen, die Flügel an meinen Körper pressen und mich einfach fallen lassen. Ohne Furcht.

Sich als Mensch fallen zu lassen ist etwas komplizierter und eigentlich will ich gar nicht fallen. Ich würde nur gerne ein normales Leben führen, in dem die grössten Probleme die Schule oder die Liebe sind.

Leider kann man sich sein Leben nicht aussuchen und deshalb bleibt mir nichts anderes übrig, als meiner Mutter in die Klinik zu folgen.

Der Gang zur Rezeption und danach durch die Flure kommt mir so unwirklich vor, als würde mir jemand davon eine Geschichte erzählen, in der nicht ich die Protagonistin bin. Ich schaue durch die Augen einer anderen Person und lasse mich mit ihrem Körper leiten. Normalerweise schlurfe ich immer durch die

Gänge, den Kopf auf den Boden gerichtet, mein Herz schwer und antriebslos.

Ich weiss, dass ich eine Reihe von Tests, Besuchen, Wartezeiten und schlaflosen Nächten vor mir habe und dass ich nicht genau weiss, wann ich entlassen werden kann. Jetzt folge ich aufrecht meiner Mutter und der Ärztin und konzentriere mich zum ersten Mal auf die Wände und Decken des Klinikums. Die Zeichnungen von krebskranken Kindern und die Motivationsplakate sind mir früher nie aufgefallen.

Ein Bild sticht mir besonders ins Auge, also bleibe ich kurz stehen, um es genauer zu betrachten. Ich erkenne ein Mädchen mit kahlrasiertem Kopf, das auf einem Krankenhausbett sitzt, die Augen geschlossen. Es sitzt ruhig auf seiner Decke, die Hände im Schooss gefaltet und mit einem Lächeln auf den Lippen. Um das Kind herum ist ein wahnsinniges Chaos, Ärzte und Pflegepersonal, besorgte

Angehörige, Therapien, Operationen, alles bildlich dargestellt, füllt sein Zimmer und müsste es eigentlich erdrücken. Doch das Mädchen ist umgeben von einer Art Schimmer, der alles abblockt.

Oben rechts auf dem Bild stehen die Worte *“es ist okay“*. Unten sieht man das Datum, an dem das Bild gezeichnet worden ist, und daneben das Todesdatum des Kindes. Zwei Tage nach der Zeichnung starb es.

Ich schlucke. Das Bild verkörpert genau die Ruhe, die ich im Moment verspüre. Als könnte mir nichts etwas anhaben. Egal was noch auf mich wartet, ich werde es über mich ergehen lassen, und wie es auf der Zeichnung heisst: es ist okay.

Es ist okay, wenn die Chemotherapie wirkt und meine Heilung beginnt, doch es ist auch okay, wenn es nicht der Fall ist. Es ist okay, wenn ich das letzte Mal diese Räume betreten muss und mein Arm das letzte Mal an die

Geräte angeschlossen wird. Es ist okay, wenn ich nach all der Zeit mit der gleichen Ruhe und Zufriedenheit meine Augen für immer schließen kann wie das Mädchen auf dem Bild.

Das ist das erste Mal, dass ich merke, dass ich den Tod als Möglichkeit akzeptiere.

## *Malu*

Die Uhr über der Türe des Klassenzimmers zeigt 15:25. Nervös schau ich auf den Sekundezeiger, der sich mit lähmender Geschwindigkeit fortbewegt. Ich kau auf meinem Bleistift und wippe mit meinem Fuss auf und ab, während unser Mathelehrer verzweifelt versucht, der Klasse Gleichungen beizubringen.

Ich kann schon den ganzen Tag nicht dem Unterricht folgen und warte nur auf den Moment, an dem die Schulglocke klingelt und ich endlich nach Hause kann. Dort wartet mein Vater schon mit dem Auto, um ins Krankenhaus zu fahren und zu sehen, wie es Clara nach ihrer Chemo ergeht.

Noch fünf Minuten.

Vorgestern ist sie in die Klinik gegangen und gestern morgen hat die Therapie angefangen. Danach hat sie noch etwas Zeit gebraucht mit völliger Ruhe, weshalb ich sie erst heute

besuchen darf. Trotz langem Betteln durfte ich nicht die Schule schwänzen.

«Ein Problem reicht schon, da muss nicht auch noch die Schule so drunter leiden», meinte mein Vater. Ich verstehe ja seine Sorge, aber diesen Schultag hätte ich mir echt sparen können.

Noch drei Minuten.

Gestern habe ich mit Hausaufgaben und Youtube-Videos versucht, mich abzulenken. Am Abend hat mein Vater leckeren Auflauf gekocht und wir haben zusammen «*Ratatouille*» angesehen. Das haben wir schon ewig nicht mehr getan, zusammen einen Film geschaut. Mein Vater hat sogar die Kerzen meiner Mutter angezündet, so wie sie es immer gemacht hat, um eine wohlige Stimmung zu erzeugen. Ich habe mich unter die Decke, an meinen Papa gekuschelt, bis ich eingeschlafen bin. Dann hat er mich ins Bett getragen und im Halbschlaf habe ich mitbekommen, wie er mir

einen Kuss auf die Stirn gegeben hat, bevor er leise aus meinem Zimmer geschlichen ist und die Türe vorsichtig zugezogen hat. Das war ein schöner Abend, fast so wie damals, als das Leben noch einfach und unkompliziert war.

Jetzt ist allerdings von der Ruhe und Zufriedenheit von gestern nichts mehr zu spüren. Die Nervosität nagt an meinen Knochen und ich merke, wie ich nun statt auf dem Stift an meinen Nägeln kau.

Noch eine Minute.

Fast geschafft, denke ich. Noch eine Minute. 60 Sekunden. Sechs mal 10 Sekunden. Das geht schnell vorbei und schon sind es nur noch 30 Sekunden. So lange, wie ich die Luft unter Wasser anhalten kann, momentan geht die Zeit auch ähnlich langsam vorbei, doch dann 5...4...3...2...1

«BRRRING!», klingt endlich der Ton der Erlösung durch das Klassenzimmer. Ich werfe meine Sachen in meine Tasche und hetze zum



Ausgang. Kurzer Hand bin ich draussen auf der Strasse und zwei Minuten später zuhause, wo mein Vater schon neben dem Auto steht und auf mich wartet. Er umarmt mich zur Begrüssung, doch ich will keine Zeit verlieren und scheuche ihn ins Auto.

Während der Autofahrt reden wir nicht viel. Ich bin aufgeregt und ängstlich. Ich weiss nicht, was mich erwartet und vielleicht war es voreilig von mir, so zu hetzen, vielleicht will ich gar nicht sehen oder hören, was jetzt kommt. Ich will für Clara da sein, doch für sie da zu sein bedeutet, mit ihr auch durch die schlimmen Zeiten zu gehen, ja besonders durch die schlimmen.

Was, wenn ich selbst gar nicht stark genug bin?

Meine Hände liegen verkrampft in meinem Schoss und ich versuch, an etwas Gutes zu denken, nur fällt mir in diesem Moment nichts ein. Draussen fängt es an zu regnen. Die

Regentropfen prasseln ans Fenster und ich schaue ihnen zu, wie sie sich sammeln, bis sie zu schwer sind, das Glas hinunterrutschen und dünne Bahnen hinterlassen. Die Umgebung verschwimmt und ich kann fast nichts mehr erkennen.

Bald haben wir die Klinik erreicht und mein Vater und ich ziehen uns die Jacken über den Kopf und rennen geduckt in das Gebäude. Die Frau an der Rezeption sagt uns, in welchem Zimmer Clara stationiert ist und wir folgen einer Pflegerin durch die vielen Gänge und Flure, bis zum Zimmer 213. Die Frau klopft vorsichtig an die Türe, streckt den Kopf ins Zimmer und teilt der Person drinnen unseren Besuch mit. Dann lässt sie uns hinein und verschwindet selber wieder hinter der nächsten Ecke des Korridors.

Im Zimmer sitzt eine zerbrechliche, magere Gestalt aufrecht in ihrem Krankenhausbett und lächelt uns aus müden Augen an. Sie wirkt

noch kleiner als sonst und trägt nicht wie üblich eine auffällige Kopfbedeckung, sondern zeigt ihren kahlen Kopf. Tiefe Augenringe zeichnen ihr Gesicht und ihre Lippen sind vor Trockenheit ganz rissig. Ich trete an ihr Bett und nehme gleich ihre Hand in meine. Ich erschrecke ein bisschen, so winzig habe ich sie gar nicht in Erinnerung, fast so als müsste ich aufpassen, sie nicht zu sehr zu drücken, damit sie nicht bricht.

Mir fällt das Pflaster in ihrer Armbeuge auf, dort muss der Zugang der Chemotherapie gelegt worden sein.

«Danke, dass ihr gekommen seid», haucht sie mit schwacher Stimme, fast ein Flüstern.

«Wie geht es dir?», frag ich.

Die Frage kommt mir sinnlos vor, sogar ein Blinder könnte sehen, wie schlecht es ihr geht, doch ich weiß nicht, was ich sonst hätte fragen sollen.

«Ganz okay», lügt sie. «Ich muss mich nur dauernd übergeben und habe kaum geschlafen».

Ich setz mich neben sie auf das Bett.

«Ich wünsche dir gute Besserung, du bist sehr tapfer!», sagt mein Vater zu ihr. Sie bedankt sich bei ihm. Nachdem er ihr noch ein paar Glückwünsche und Motivationsprüche auf den Weg gegeben hat, verlässt er den Raum, um uns etwas Privatsphäre zu ermöglichen und um sich in der Kantine einen Kaffee zu holen.

Ich schaue mir Clara genauer an. Ich bin überrascht, weil sie zwar schrecklich krank und zerbrechlich aussieht, aber nicht wie am Boden zerstört. Sie lächelt mich an und ich habe nicht das Gefühl, dass sie sich dazu zwingt. Sie sieht beinahe schon zufrieden aus, auch wenn in ihren Augen fast kein Leben mehr zu sehen ist.

Mir läuft es eiskalt den Rücken hinunter. Sie sollte Angst haben, Panik, sie sollte jammern und weinen, wütend sein, einfach irgendwas, irgendetwas, was sie menschlich macht, was sie lebendig macht. Doch da kommt nichts. Sie sitzt ruhig auf dem Bett, lächelnd und hält den Schmerz still aus.

Jetzt bin ich die, die Panik in sich verspürt. «Ist wirklich alles okay? Hast du keine Angst?», frag ich noch einmal nach in der Hoffnung, es würde etwas aus ihr herausbrechen und ich könnte sie trösten.

Doch sie schaut mich nur an. «Angst wovor?», fragt sie zurück.

«Keine Ahnung, Angst vor dem Tod? Angst davor, dass die Chemotherapie nicht gewirkt hat?»

Sie schüttelt den Kopf. «Ich habe Angst, meine Eltern zurückzulassen. Dich zurückzulassen. Ich habe Angst, nicht genug Zeit

verbracht zu haben mit denen, die ich liebe...  
Doch Angst vor dem Tod...»

Sie wendet sich ab und schaut aus dem Fenster. «Er war schon immer bei mir, die ganze Zeit. Er ist mein ständiger Begleiter und ich fürchte mich nicht, wenn ich jetzt mit ihm gehen müsste.»

Ich schlucke. Das klingt furchtbar. Als hätte sie sich schon mit dem Tod abgefunden, als wäre das Ergebnis schon da und sie müsste sterben. Sie wirkt, als wolle sie gar nicht mehr hier sein.

«Aber es ist doch noch nicht vorbei!», ermutige ich sie.

«Nein ist es nicht», gibt sie zurück.

Doch ich habe das Gefühl, dass sie das nur sagt, um mich zu beruhigen. Ich merke, wie sich einmal mehr Tränen den Weg durch meine Tränenkanäle bahnen und ich krampfhaft versuche, dies zu unterdrücken.

Dann nehm ich Clara einfach in den Arm, teils um sie bei mir zu haben, teils damit sie meine Tränen nicht sieht. Wir bleiben eine Weile so und ich will sie gar nicht mehr loslassen. Irgendwie habe ich das Gefühl, wenn ich sie jetzt gehen lass, habe ich sie für immer verloren.

Wir legen uns hin in ihrem Bett und schauen an die Decke. Ich erzähle ihr von dem schönen Abend mit meinem Vater gestern und wie sehr es mich an früher erinnert hat. Sie freut sich, davon zu hören, und meint, dass alles wieder gut werden wird, wenn auch langsam.

Wir liegen eine lange Zeit so da und reden von der Schule, meiner Mutter, dem Reiten, neusten Trends, von allem eigentlich. Von allem. Ausser vom Tod. Den stellen wir einen Moment in die Ecke, aus unserem Sichtfeld hinaus, und geniessen die Zeit ohne ihn.

Später kommt mein Vater wieder, um mich abzuholen. Und es ist an der Zeit, auf Wiedersehen zu sagen.

Hoffentlich.

So sehr ich es versuche, ich kann die Angst in mir nicht abstellen, die mir sagt, dass es vielleicht kein Wiedersehen geben wird.

Ich umarme Clara noch einmal ganz fest und ganz lange. Ich vergrab mein Gesicht in ihrem Nacken und atme den Geruch ihres Lieblingspullis ein.

Dann geh ich rückwärts aus dem Zimmer und wink ihr nochmal zu, bevor ich aus der Türe trete und mein Vater sie hinter mir schliesst.

Weg ist sie.

Mein Blick fällt nur noch auf eine kalte dunkelblaue Krankenhaustüre. Ich kann den Blick gar nicht mehr von ihr abwenden.



Mein Vater nimmt mich an die Hand und zieht mich langsam Richtung Ausgang, während ich weiterhin der Türe nachsehe.

Als wir dann im Auto sitzen, kann ich die Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie laufen mir die Backen herunter, bis diese genauso aussehen wie die immer noch regennassen Autofenster.

Ich starr raus in das Nichts und versuch, nicht an die schwache Gestalt zu denken, an die Augenringe, an das Pflaster am Arm, an das Lächeln, welches dem Tod näher war als ein Sarg. Nicht an die nächsten Tage, nicht an einen Anruf, nicht an den Schmerz und die Einladung zur Beerdigung. Es ist noch nicht vorbei. Die Ergebnisse kommen in den nächsten Tagen. Die Chemo könnte gewirkt haben. Es ist noch nicht vorbei.

## *Clara*

Ich sitze im Sprechzimmer der Ärztin, meine Mutter und mein Vater rechts neben mir. Ich habe beide noch nie so nervös und verängstigt gesehen. Mein Vater hält mit ernster Miene und angespanntem Kiefer die Hand meiner Mutter, während diese mit ihrem Bein auf und ab wippt und aussieht, als würde sie jeden Moment anfangen zu weinen. Mit ihrer freien Hand greift sie nach meinen Händen und drückt sie so fest, dass ihre Knöchel weiss werden.

Ich schlucke schwer. Wenn ich mich ganz klein mache und versuche, mit dem Stuhl eins zu werden, könnte ich mich dem Ganzen vielleicht entziehen.

Vergeblich.

Der Moment ist gekommen.

Die Türe geht auf und die Chefärztin kommt in den Raum. Sie hat den gleichen besorgten Gesichtsausdruck wie mein Vater.

Angespannt setzt sie sich vor uns an den Tisch und wirft mir einen kurzen Blick zu. Einen Blick, der alles sagt.

Ich weiss das Ergebnis.

Ich weiss, was das bedeutet.

Sie holt einmal tief Luft, bevor sie beginnt, zu erklären und zu erklären. Zahlen und Fakten prasseln auf uns nieder und ich sitze nur da und schaue auf den Boden, während meine Mutter immer fester meine Hand drückt.

«Der Tumor lässt sich nicht stoppen.»

Das sind die einzigen Worte, die mir im Gedächtnis bleiben.

«Der Tumor lässt sich nicht stoppen. Wir können ihr nicht mehr weiterhelfen.»

Die Zeit bleibt stehen.

Ich höre den Sekundenzeiger der Uhr an der Wand langsam ticken. Meine Mutter holt zittrig Luft, bevor sie hoffnungslos in Tränen ausbricht und ihr Gesicht an der Brust meines

Vaters vergräbt. Sie schluchzt und schluchzt, während er versucht, die Fassung zu behalten, vergeblich, auch seine Tränen kann man in den Augen erkennen.

«Das hier ist schlimmer als der Tod», denke ich, «das ist purer Schmerz.»

Meine Kehle schmerzt, als durchbohren sie tausend rostige Nägel, und meine Sicht fängt an zu verschwimmen. Der ganze Raum ist gefüllt mit Kummer und Traurigkeit, so dass sogar ein Fremder angefangen hätte zu weinen, hätte er diesen Raum betreten.

Ich weine nicht wegen mir, nicht wegen dem Krebs oder weil ich sterben werde. Ich habe in meinem Leben noch nie etwas so Furchtbares erlebt wie den Anblick meiner Eltern, als sie diese Nachricht erhalten haben. Das hier ist schlimmer als alles, was mich der Krebs je hat fühlen lassen. Das hier ist seine letzte Waffe, sein letzter Angriff, sein letzter Sieg.

Die Ärztin lässt uns einen Moment alleine, um uns Zeit zu geben, die Nachricht zu verarbeiten. Meine Mutter versucht die ganze Zeit, etwas zu sagen, doch bringt sie vor lauter Tränen und schwerem Schnaufen keinen ganzen Satz heraus. Mein Vater steht auf und umarmt mich, als wolle er mich gar nicht mehr loslassen.

Das werde ich vermissen. Die starken Arme um mich, die mich immer wie ein gut beschütztes kleines Kind haben fühlen lassen. Der Geruch von After-Shave und Männerparfüm. Und das Gefühl, als könne niemand mir etwas anhaben.

Wie ich da so in seinen Armen liege, möchte ich am liebsten die Zeit anhalten. Ich hätte kein Problem damit, den Rest meines Lebens genau so zu verbringen.

Dann fällt mir ein: Der Rest meines Lebens ist gar nicht mehr so lange. Wenn andere das in meinem Alter sagen, dann denkt man an

Jahrzehnte, die noch vor ihnen liegen, so viele Reisen und Abenteuer, Liebesspektakel, Jobsuchen, Familiengründungen, mit jemandem alt werden und dann mit 80 zusammen in zwei alten Sesseln sitzen und ein Brettspiel spielen, an den Wänden Bilder der Kinder und Enkelkinder, wie sie spielen und lachen. Und du weißt, diese vielen geliebten Menschen sind nur deinetwegen da.

Mein Leben geht dem Ende zu, mit gerade vierzehn Jahren, nach drei Jahren Krankheit und Schmerz, in einem unpersönlichen, nüchternen Arztzimmer.

Und wie trostlos das jetzt auch klingt, es ist trotzdem okay. Ich hatte nichtsdestotrotz eine schöne Kindheit und Eltern, die mich über alles lieben und dies auch immer wieder zeigen, und auch wenn ich nur ein paar Wochen etwas davon hatte, habe ich zum Schluss doch noch eine tolle Freundin gefunden.

«Danke», flüstere ich meinem Vater ins Ohr.

«Für was?», fragt er verduzt.

«Für alles, was ihr für mich getan habt.»

Wenig später werde ich im Rollstuhl zu unserem Auto geschoben, nachdem ich mich noch von allen Pflegenden verabschiedet habe und viele Tränen geflossen sind.

Ich hasse Abschiede und vor allem die, die für immer sind. Mir fällt erst jetzt richtig auf, wie viel Schmerz ich vielen Leuten zugefügt habe. Natürlich nicht mit Absicht, aber es tut mir auf eine Art schrecklich leid. All diese Menschen haben sich jahrelang hingebungsvoll um mich gekümmert und schlussendlich hat es einfach nicht gereicht.

Ich würde mir wünschen, dass ich ihnen ein Happy End schenken könnte, sie hätten es alle so verdient. Leider liegt das aber nicht in meiner Macht und so bleibt mir nichts anderes übrig, als alle ein letztes Mal fest in die Arme zu

schliessen und mich zu bedanken für alles, was sie in der ganzen Zeit für mich getan haben.

Dann steigen wir ins Auto und fahren aus dem Parkplatz hinaus, an den Bäumen vor dem Eingang vorbei, und lassen das grosse Gebäude mit den vielen Fahnen hinter uns. Auf eine Art habe ich doch das, was ich mir so sehr gewünscht habe. Ich werde nie wieder hierher zurückmüssen.

Nie wieder.

Es ist Donnerstagabend, drei Tage nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus, und ich liege auf meinem Bett. In meinen Händen halte ich zwei Flugtickets, auf denen mit grossen, dicken Buchstaben «Kona International Airport, Hawaii» draufsteht. Daneben eine kleine Palme.

Ich lächle. Die Tickets habe ich heute Morgen meinem Vater in Auftrag gegeben, damit



er sie mir besorgt nach seiner Arbeit. Ich habe dafür mein Sparschwein zerschlagen und mein Geld zusammengekratzt, es hat zum Glück gerade so gereicht. Ich dachte eigentlich, dass ich davon mal reisen werde, nach meiner Genesung, aber jetzt gibt es damit nichts mehr anzufangen, also habe ich mich dazu entschieden, es für etwas Gutes zu nutzen.

An diesem Abend geht es mir noch schlechter als an den Abenden davor. Ich habe heftige Schmerzen, trotz der vielen Schmerzmittel, und ich weiss tief in mir drinnen, dass es jetzt dem Ende zugeht. Mein Körper kann einfach nicht mehr und mein Verstand fügt sich dem. Anstatt dass die beiden sich ein letztes Mal in den unerbittlichen Kampf stürzen zwischen «Ich will doch!» und «Aber ich kann nicht!», Kopf gegen Körper, lässt jeder den anderen ruhen.

Ich habe Malu am Telefon erklärt, dass ich noch auf die Ergebnisse warte, es aber nicht

gut aussieht. Vielleicht war das egoistisch, aber ich kann es nicht ertragen, ihr die Wahrheit zu sagen. Wie sagt man jemandem, dass man stirbt? Es war schon schlimm genug mit meinen Eltern, das will ich, nein, das kann ich nicht nochmal durchmachen.

Es ist ganz still in meinem Zimmer und die Stille spiegelt sich auch in meinen Gedanken. Draussen geht fast kein Wind und die Sonne ist schon vor einer halben Stunde untergegangen. Meinen Eltern habe ich vorhin schon gute Nacht gesagt. «Gute Nacht» und insgeheim auch «Lebewohl».

Wie ich die Tickets so in den Händen halte, wird mir klar, dass ich noch etwas zu erledigen habe. Eine Sache noch, die ich machen muss, bevor ich in Ruhe einschlafen kann. Also lehne ich mich mit letzter Anstrengung aus dem Bett, greife in meine Nachttischschublade und hole Papier, Stift und einen Umschlag

hervor. Ich lege das Blatt auf meine Beine, darunter eines meiner Bücher als Unterlage.

Ich fange an zu schreiben, stockend, immer wieder unterbrochen von Momenten der Erschöpfung.

Lange.

Seite um Seite.

Schliesslich setze ich entkräftet den Stift ab, falte das Papier und stecke es in den Umschlag. Ich lege die beiden Tickets dazu, schliesse den Umschlag und schreibe mit grossen, zitterigen Buchstaben «MALU» vorne drauf. Den Brief stelle ich an meine Nachtschlampe, sodass man ihn gut sehen kann.

Nun lege ich meinen Kopf auf das Kissen und ziehe mir die Decke bis unters Kinn.

Ein wenig traurig bin ich schon, dass ich nicht dabei sein kann, wenn Malu den Brief öffnet und die Tickets sieht, doch so ist es jetzt nun mal.

Wenn man weiss, dass man stirbt, gehen einem ganz seltsame Gedanken durch den Kopf.

Ich dachte immer, dass einem dann tausend Überlegungen und Erinnerungen entgegenrausen und alles ganz wirr und hektisch ist. Deshalb überrascht mich die Ruhe in mir noch mehr.

Ich habe nur einen Gedanken: die Menschen, die ich liebe.

Ich denke an meine Eltern und was für eine schöne Zeit ich mit ihnen gehabt habe. Wie mein Vater mir das Fahrradfahren beibrachte, indem er mich gestützt hat und irgendwann einfach losliess, ohne Vorwarnung, und wie stolz ich damals war. Oder wie ich mit meiner Mutter jedes Jahr vor meinem Geburtstag meinen Lieblingskuchen gebacken habe, von dem immer alle das Rezept haben wollten. Ich denke an meine Grosseltern, wie wir immer im Winter in die Berge gefahren sind und wie ich zwischen den Beinen meiner Oma das

Skifahren gelernt habe, während mein Opa unten am Ende der Piste stand und mich mit offenen Armen empfing oder manchmal einfangen musste.

Ich denke an meine Kindheitsfreundin Emma, mit der ich früher immer auf der Strasse vor unserem Haus gespielt habe, bis sie weggezogen sind. Wie wir Fangen gespielt und aus Kräutern und Blumen im Garten Zaubertränke gebraut haben.

Ich denke an Pumuckl, mein geliebtes kleines Pony, das es genauso schwer hatte, Anschluss zu finden, wie ich. Wie wir das erste Mal ausgeritten sind und ich fast stürzte, weil er vor einem Eichhörnchen erschrak.

Und natürlich denke ich an Malu. Wie traurig und alleine sie ausgesehen hat, als wir uns das erste Mal trafen, und wie sie Stück für Stück immer mehr aufgeblüht ist. Wie wir uns gegenseitig helfen konnten mit Problemen, die eigentlich kein Teenager haben sollte, und mit

denen dennoch viel zu viele zu kämpfen haben.

Und mit all diesen schönen Gedanken im Kopf und der Zufriedenheit und Dankbarkeit im Herzen drehe ich mich auf die Seite und schlafe mit einem Lächeln auf den Lippen ein.

## *Malu*

Vor mir gleiten die Schiebetüren des Busses auseinander und ich trete schüchtern aus dem Fahrzeug, meinen Rucksack fest in der Hand. Ich laufe der Menschengruppe hinterher und stelle mich in die Reihe, hinter mir mein Vater, der beruhigend seine Hand auf meine Schulter legt, den Blick neugierig nach vorne gerichtet.

Vor uns wartet ein grosses weisses Flugzeug auf seine Passagiere. Ich bin überwältigt vom Anblick der Maschine und mache einen kleinen Schritt nach hinten. Meine Hand wandert suchend in die Jackentasche und ertastet Claras Brief.

Inzwischen sind drei Wochen vergangen, seit ich von ihrem Tod erfahren habe, und es sind Sommerferien.

Den Morgen der niederschmetternden Nachricht werde ich nie vergessen. Mein Vater klopfte an meine Zimmertür, während ich

mich gerade für die Schule fertig machte. Er musste nicht viel sagen. Als ich seinen Blick sah, war mir alles klar.

Ich weiss noch, wie ich ihn anstarrte, flehend, er solle doch bitte etwas anderes sagen. Sagen, dass alles okay ist und er nur ein trauriges Video gesehen habe oder dass in der Arbeit etwas passiert sei. Irgendetwas, nur nicht das, was ich wusste. Clara hatte mir doch gesagt, sie warte noch auf ein Ergebnis, dass es noch nicht entschieden sei, dass es noch Hoffnung gebe. Doch mein Vater sah mich nur traurig an und schüttelte den Kopf.

Ich hatte das Gefühl, mir würde der Boden unter den Füßen weggerissen und mein Gehirn setzte einfach aus. Ich stürmte aus dem Zimmer und aus der Wohnung, ohne Schuhe und Jacke, und rannte los. Ich rannte und rannte, bis ich Löcher in den Socken hatte und meine Füße ganz wund waren, während mir die Tränen unaufhaltsam die Wangen



hinunterliefen, bis ich gar nicht mehr sehen konnte, wohin ich lief. Den Schmerz in der Kehle, der nur von dem Schmerz in meinem Herzen übertroffen wurde, wird mir für immer im Gedächtnis eingebrannt bleiben. Ich kannte ihn zu gut. Es war der gleiche Schmerz wie damals, als ich von dem Unfall erfahren hatte.

Irgendwann fand ich mich beim Fluss wieder und sah die grossen Steine am Ufer, bei denen ich mit Clara gesessen war, bei unserem zweiten Treffen. Da flossen die Tränen nur noch stärker und ich setzte mich auf einen der Steine.

Ich sass dort für ich weiss nicht wie lange, heulend, hadernd, hilflos, und schaute ins Wasser.

Irgendwann hörte das Weinen auf, dann fing es wieder an und hörte wieder auf, nur um von Neuem zu kommen. Das ging eine lange Zeit so und ich liess es einfach geschehen. Zusammengekauert sass ich da und wartete, bis

ich mich wieder gefangen hatte. Ich wusste, dass jetzt ein riesengrosser Teil in meinem Leben fehlte, und ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte.

Als es soweit war, dass ich mich einigermaßen unter Kontrolle hatte, stand ich langsam auf und ging mit hängendem Kopf und total verheulten Augen, so dass alle, die mir entgegenkamen, ganz besorgt schauten, zurück nach Hause.

Komplett durchgefroren klingelte ich an unserer Haustüre und mein Vater riss sofort die Türe auf und nahm mich in den Arm. Ich hätte bestimmt wieder angefangen zu weinen, wäre ich nicht schon komplett ausgeheult gewesen.

Dann, nachdem mein Vater mich unter die heisse Dusche geschickt und mir einen Tee gemacht hatte, um mich aufzuwärmen, gab er mir einen Brief. Einen Brief, auf dem mit

grossen zitterigen Buchstaben «MALU» geschrieben stand.

Ich muss äusserst verwirrt geschaut haben, denn mein Vater erklärte sofort: «Den haben Claras Eltern vorbeigebracht, als du weg warst. Sie hat ihn geschrieben, für dich.»

Natürlich habe ich den Brief sofort aufgerissen und als erstes kamen mir die zwei Tickets nach Hawaii entgegen. Hawaii, die Insel, der Traum meiner Mutter, unser sehnlichstes Reiseziel und mein grösster Wunsch! Da konnte ich mich dann doch nicht mehr zurückhalten und die Tränen fingen wieder an zu fliessen. Ich zeigte die Tickets meinem Vater und er war ganz überwältigt.

«Sie war wirklich ein ganz tolles Mädchen», sagte er und schlang seine Arme gleich nochmal um mich.

Danach verkroch ich mich in mein Zimmer und las den Brief, was nicht ganz einfach war durch die verschwommene Sicht, und dann las

ich ihn nochmal und nochmal. Ich presste ihre geschriebenen Worte an meine Brust, schloss die Augen und lehnte meinen Kopf an die Wand. Überflutet von Trauer, Erleichterung, Freude und Schmerz.

Die nächsten Wochen waren nicht einfach, doch ich habe sie überstanden. Ich bin die ganze darauffolgende Woche nicht in die Schule gegangen und habe versucht, mich auf schöne Sachen zu konzentrieren wie Zeichnen und Musikhören.

An einem Sonntag, ein paar Tage nach der Nachricht, habe ich Claras Eltern besucht und ihnen Claras Lieblingsblumen, Veilchen, mitgebracht. Sie mit dem gleichen Schmerz zu sehen, der mich quält, war auf der einen Seite furchtbar, auf der anderen Seite hat es geholfen.

Sie haben mir dann noch Claras liebste Kopfbedeckung, eine hellblaue Wollmütze, geschenkt.

Als Erinnerung.

Zwei Wochen nach ihrem Tod war Claras Beerdigung. Dieser Tag war fast so schlimm wie der Tag, an dem ich die schreckliche Nachricht erhalten hatte. Alles erinnerte mich an die Beerdigung meiner Mutter, das Schwarz, der Sarg, das Weinen, die trauernden Leute und die brennende Kehle beim Versuch, nicht in Tränen auszubrechen. Trotzdem half mir das Gefühl von Gemeinschaft und das Mitgefühl der anderen Menschen, ein Stück weit meinen Frieden zu finden.

Ich habe auch Pumuckl noch zweimal besucht, weil ich mir sicher war, dass Clara es so gewollt hätte, und schaute, dass es ihm gut ging. Vielleicht habe ich mit ihm sogar ein neues Hobby gefunden, mit dem ich mich etwas ablenken kann.

Mein Vater hat sehr schnell eine Unterkunft in Hawaii für uns gebucht, wunderschön

am Meer, in der Nähe von dem Ort, wo er meine Mutter kennen lernte.

Und damit wären wir im Jetzt angelangt.

Ich kann es kaum erwarten, in das Flugzeug zu steigen, auf die Insel zu fliegen und meine Mutter so vielleicht noch etwas besser kennenzulernen.

Mein Leben ist auf jeden Fall nicht einfach und es gibt immer noch düstere Tage, an denen ich am liebsten in meinem Bett bleiben würde, mit der Decke über dem Kopf, und der Welt für immer den Rücken zudrehen möchte.

Aber es ist kein einziger Tag mehr gekommen, an dem ich diese Welt verlassen wollte.

Das Leben ist schwierig und kompliziert und oft einfach nicht fair, aber es ist vor allem eines: kostbar.

Und egal wie dunkel die Tage sind und wie aussichtslos die Situation auch wirkt, irgendwann tritt vielleicht jemand in dein Leben und stellt es komplett auf den Kopf.

Und für mich war das nicht nur das Beste, was mir je passiert ist, es war auch meine Rettung.

Die Leute beginnen einzusteigen und wir rücken immer weiter vor. Als ich dann oben auf der Treppe vor dem Eingang stehe, drehe ich mich nochmal um, atme tief ein und lächle, mit dem Wissen, dass mein Leben alles andere als perfekt, aber okay ist. Und gerade in diesem Moment vielleicht sogar noch etwas besser als okay.

Dann steige ich in das Flugzeug, setze mich hin, lehne mich mit geschlossenen Augen zurück und beginne zu fliegen.



